



Nicholas Sparks

*Das Lächeln der
Sterne*

Scanned by Ute77
Corrected by Yfffi

Adrienne Willis ist in tiefer Sorge um ihre Tochter Amanda. Seit dem Tod ihres Mannes ist Amanda in Trauer gefangen und bringt immer weniger Kraft auf, um für sich und ihre beiden kleinen Söhne zu sorgen. Um ihr Mut zu machen, beschließt Adrienne, Amanda ein Stück ihrer Vergangenheit anzuvertrauen, ein Geheimnis, das sie lange ihrem Herzen verborgen hatte ...

Das Lächeln der Sterne

NICHOLAS SPARKS

***Das Lächeln der
Sterne***

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Susanne Höbel

Die Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel
Nights in Rodanthe
bei Warner Books Inc., New York

Der Wilhelm Heyne Verlag ist ein Unternehmen
der Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG

Redaktion: lüra – Klemt & Mues GbR

4. Auflage 2002

Copyright © 2002 by Nicholas Sparks Enterprises Inc.
Copyright © 2002 der deutschen Ausgabe
by Ullstein Heyne List GmbH & Co. KG, München
Satz: EDV-Fotosatz Huber / Verlagsservice G. Pfeifer,
Germering

Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 3-453-86495-6
www.heyne.de

Für London, Lexie und Savannah

EINS

An einem milden Novembormorgen im Jahr 1999 war Adrienne Willis zu der kleinen Familienpension zurückgekehrt. Auf den ersten Blick schien es ihr, als ob sich nichts verändert hatte, ganz so, als wäre das kleine Haus gegen Sonne und Sand und salzhaltigen Nebel unempfindlich. Die Veranda war frisch gestrichen, und in beiden Etagen wurden die Fenster mit den weißen Vorhängen von glänzend schwarzen Fensterläden eingerahmt, sodass es wie zwei Reihen von Klaviertasten aussah. Die Wände aus Zedernholz hatten die Farbe von schmutzigem Schnee. Auf beiden Seiten des Hauses nickte Strandhafer zur Begrüßung, und der Sand bildete eine geschwungene Düne, die mit jedem Tag unmerklich ihre Form veränderte, weil die einzelnen Sandkörner unablässig in Bewegung waren.

Die Sonne schien zwischen den Wolken zu schweben, und es sah so aus, als schwirrten kleine Lichtpartikel im Dunst. Das Ganze vermittelte Adrienne einen Augenblick lang das Gefühl, eine Zeitreise zurück in die Vergangenheit gemacht zu haben. Doch als sie genauer hinsah, entdeckte sie Veränderungen, die auch kleine Schönheitsreparaturen nicht zu verbergen vermochten: der Ansatz von Schimmel an den Fensterrahmen, Rostspuren am Dach, Wasserflecken unter den Regenrinnen. Die Pension war vom Alter gezeichnet, und es stand nicht in Adriennes Macht, daran etwas zu ändern. Doch heute, drei Jahre später, wusste sie noch, dass sie die Augen geschlossen hatte, als könne sie mit einem Blinzeln das Haus wieder so erstehen lassen, wie es einst gewesen war.

Adrienne hatte vor wenigen Monaten ihren sechzigsten Geburtstag gefeiert. Jetzt stand sie in der Küche ihres eigenen Hauses und legte den Hörer auf.

Sie hatte gerade mit ihrer Tochter telefoniert. Sie setzte sich

an den Tisch, sann über ihren letzten Besuch in der Pension nach und ließ noch einmal die Bilder von dem langen Wochenende, das sie vor vielen Jahren dort verbracht hatte, vorüberziehen. Trotz allem, was sich seitdem ereignet hatte, hielt Adrienne an ihrer Überzeugung fest, dass es allein die Liebe war, die das Leben so wunderbar machte.

Draußen fiel Regen. Adrienne lauschte dem gleichmäßigen Geräusch und war dankbar für das Gefühl von Beständigkeit und Vertrautheit, das es ihr gab. Die Erinnerung an jene Tage weckte jedes Mal die unterschiedlichsten Empfindungen in ihr – so etwas Ähnliches wie Wehmut oder Nostalgie, aber das war es nicht allein. Wehmütige Gefühle stellten häufig die Vergangenheit in einem verklärten Licht dar, doch es gab keinen Grund, die Erinnerungen zu verklären. Adrienne teilte sie mit niemandem. Die Erinnerungen gehörten ihr, und im Laufe der Jahre waren sie ihr zu einer Art Museum geworden, in dem sie sowohl die Kuratorin als auch die einzige Besucherin war. Und in gewisser Hinsicht war Adrienne zu der Überzeugung gelangt, dass sie in den fünf Tagen damals mehr gelernt hatte als in all den Jahren davor oder danach.

Sie lebte allein. Ihre Kinder waren erwachsen, ihr Vater war 1996 gestorben, und Jack und sie waren seit siebzehn Jahren geschieden. Ihre Söhne bedrängten sie manchmal, sich einen neuen Partner zu suchen, aber Adrienne verspürte kein Verlangen danach. Nicht, dass sie mit Männern nichts mehr zu tun haben wollte – ganz im Gegenteil, gelegentlich merkte sie, dass sie sich von jüngeren Männern angezogen fühlte, zum Beispiel, wenn ihr im Supermarkt jemand über den Weg lief. Da manche dieser Männer nur wenige Jahre älter waren als ihre eigenen Kinder, fragte sie sich, was sie wohl denken würden, wenn sie ihre Blicke bemerkten. Würden sie sich sofort abwenden? Oder würden sie ihr Lächeln erwidern und ihre interessierten Blicke reizvoll finden? Sie war sich nicht sicher. Sie wusste natürlich auch nicht, ob diese Männer trotz der

ergrauenden Haare und der Falten erkennen konnten, wie sie früher einmal ausgesehen hatte.

Doch Adrienne bedauerte es keineswegs, dass sie älter wurde. Die Menschen sprachen fortwährend von dem Reiz der Jugend, aber sie sehnte sich nicht danach, wieder jung zu sein. Mittleren Alters vielleicht, aber nicht jung. Sicher, manches vermisste sie: Sie würde gern immer noch die Treppe zwei Stufen auf einmal nehmend hinaufrennen oder mehrere Einkaufstaschen gleichzeitig tragen können, und sie hätte gern noch ausreichend Energie gehabt, um mit ihren Enkeln Schritt halten zu können. Doch letzten Endes waren die Erfahrungen, die sie gemacht hatte, wertvoller, und die kamen nur mit dem Alter. Wenn sie auf ihr Leben zurückblickte, erkannte sie, dass sie kaum etwas anders machen würde, wenn sie noch einmal die Gelegenheit dazu hätte, und das war der Grund, warum sie nachts ruhig schlief.

Außerdem brachte das Jungsein viele Probleme mit sich. Adrienne erinnerte sich nicht nur an ihre eigene Jugend, sie hatte auch ihre Kinder begleitet, als diese mit den Ängsten der Pubertät und den Unsicherheiten und dem Chaos des frühen Erwachsenenlebens zu kämpfen hatten. Obwohl zwei von ihnen jetzt schon über dreißig waren und der Dritte fast dreißig, fragte sie sich manchmal, ob es wohl je eine Zeit geben würde, die nicht mehr von ihrer Rolle als Mutter bestimmt war.

Matt war zweiunddreißig, Amanda einunddreißig, und Dan war gerade neunundzwanzig geworden. Alle drei waren zum College gegangen, und darauf war Adrienne stolz, denn es hatte eine Zeit gegeben, als sie daran zweifelte, ob auch nur eines ihrer Kinder es schaffen würde. Sie waren ehrlich, freundlich und genügsam, und im Grunde genommen waren sie so geraten, wie sie es sich gewünscht hatte. Matt war Steuerberater, Dan Sportberichterstatter bei den Abendnachrichten, die aus Greenville gesendet wurden, und beide waren verheiratet und hatten schon eigene Kinder. Als

ihre Söhne zu Thanksgiving bei ihr gewesen waren, hatte sie, so erinnerte sie sich, ein wenig abseits gesessen und zugehört, wie die beiden von ihren Kindern auf Trab gehalten wurden. Adrienne hatte eine große Befriedigung verspürt bei dem Gedanken, wie gut sich das Leben ihrer Söhne entwickelt hatte.

Für ihre Tochter war alles – wie immer schon – ein wenig komplizierter.

Als Jack auszog, standen die Kinder am Anfang der Pubertät, und jedes hatte die Scheidung auf seine eigene Art verarbeitet. Matt und Dan hatten ihre Aggressionen auf dem Sportplatz rausgelassen und waren hin und wieder in der Schule aus der Rolle gefallen. Doch Amanda hatte es schwerer. Als das mittlere Kind zwischen zwei Brüdern war sie schon immer besonders empfindlich, und als Teenager hätte sie den Vater gebraucht, und sei es nur als Gegengewicht zu den besorgten Blicken der Mutter. Sie begann, sich in Lumpen zu kleiden – so empfand Adrienne es zumindest –, und schloss sich einer Gruppe von jungen Leuten an, die abends nur in der Gegend herumlungerten. Im Laufe der nächsten zwei Jahre behauptete Amanda mindestens ein Dutzend Mal, über die Maßen in irgendeinen Jungen verliebt zu sein. Wenn sie von der Schule nach Hause kam, hörte sie in ihrem Zimmer so laut Musik, dass die Wände wackelten, und ignorierte es, wenn ihre Mutter zum Essen rief. Es gab Phasen, da sprach Amanda tagelang kaum ein Wort, weder mit ihrer Mutter noch mit ihren Brüdern.

So ging das ein paar Jahre, aber schließlich fand auch Amanda ihren Weg und gestaltete sich ein Leben, das Adrienne merkwürdig an ihr eigenes früheres Leben erinnerte. Im College lernte Amanda Brent kennen. Die beiden heirateten nach dem Abschluss und bekamen in den ersten Ehejahren zwei Kinder. Wie bei vielen anderen Paaren auch war ihre finanzielle Lage angespannt, aber Brent plante alles mit Bedacht, was Jack nie getan hatte. Als das erste Kind zur Welt

kam, schloss Brent vorsorglich sofort eine Lebensversicherung ab, obwohl keiner von beiden damit rechnete, sie in nächster Zeit in Anspruch nehmen zu müssen.

Sie hatten sich geirrt.

Brent war seit acht Monaten tot. Er war einer besonders bösartigen Form von Hodenkrebs zum Opfer gefallen. Adrienne hatte mit ansehen müssen, wie Amanda in eine tiefe Depression versank, aus der sie sich bisher nicht befreit hatte. Als sie am Tag zuvor ihre Enkelkinder, die ein paar Tage bei ihr gewesen waren, zu Amanda zurückbrachte, waren die Vorhänge im Haus ihrer Tochter zugezogen gewesen. Das Licht auf der Veranda brannte, und Amanda saß im Bademantel im Wohnzimmer und hatte den gleichen leeren Blick wie am Tag der Beerdigung.

In dem Moment wusste Adrienne, dass es an der Zeit war, ihrer Tochter von ihrer Vergangenheit zu erzählen.

Vierzehn Jahre. So lange war es inzwischen her.

In all den Jahren hatte Adrienne nur einem einzigen Menschen davon erzählt, aber ihr Vater hatte das Geheimnis mit ins Grab genommen.

Als Adrienne fünfunddreißig war, starb ihre Mutter. Zwar hatte sie eine gute Beziehung zu ihr gehabt, aber ihrem Vater hatte sie sich immer besonders nahe gefühlt. Er war einer von den beiden Männern, so dachte sie noch immer, die sie je richtig verstanden hatten, und sie vermisste ihn schmerzlich. Sein Leben war typisch für das Leben vieler Männer seiner Generation verlaufen. Er war nicht zum College gegangen, sondern hatte ein Handwerk gelernt und dann vierzig Jahre in einer Möbelfabrik gearbeitet. Dort bekam er einen Stundenlohn, der sich jedes Jahr im Januar um wenige Pennys erhöhte. Er trug stets einen Filzhut, auch in den warmen Sommermonaten, und er hatte immer seine Brotdose mit den quietschenden Scharnieren dabei. Jeden Morgen verließ er

pünktlich um Viertel vor sieben das Haus, um die anderthalb Meilen zur Arbeit zu gehen.

Abends nach dem Essen zog er sich eine Wolljacke über sein langärmeliges Hemd. Wegen der zerknitterten Hosen sah er immer etwas unordentlich aus, was sich mit den Jahren noch verstärkte, besonders nach dem Tod seiner Frau. Er saß gern in seinem Lehnstuhl, im gelben Lichtkegel der Lampe, und las Wildwestromane oder Bücher über den Zweiten Weltkrieg. In den letzten Jahren, bevor er mehrere Schlaganfälle erlitt, sah er wegen seiner altmodischen Brille, der buschigen Augenbrauen und der tiefen Falten im Gesicht eher wie ein pensionierter College-Professor aus und weniger wie der Fabrikarbeiter, der er gewesen war.

Am beeindruckendsten war die große innere Ruhe, die er besaß, und Adrienne hatte sich oft gewünscht, ihm in diesem Punkt ähnlicher zu sein. Er wäre ihrer Meinung nach ein guter Priester oder Geistlicher geworden. Den Menschen, die mit ihm zu tun hatten, vermittelte er den Eindruck, dass er mit sich und der Welt im Reinen war. Er war ein guter Zuhörer – er stützte das Kinn in die Hand und ließ den Blick nie von dem Menschen weichen, der sich ihm anvertraute. In seiner Miene spiegelten sich Mitgefühl und Geduld, Freude und Traurigkeit. Adrienne wünschte sich, dass er in dieser Zeit für Amanda da sein könnte. Auch er hatte den Ehepartner verloren, und Adrienne glaubte, Amanda würde ihn an sich heranlassen, ihm zuhören, und sei es nur, weil er wusste, wie hart ein solches Schicksal war.

Adrienne hatte sanft versucht, mit Amanda über die schwierige Zeit zu sprechen, die sie durchmachte, doch ihre Tochter war vom Tisch aufgestanden und hatte verärgert den Kopf geschüttelt.

»Es ist nicht wie bei dir und Dad«, hatte sie gesagt. »Ihr konntet keine Lösung für eure Probleme finden, deswegen habt ihr euch scheiden lassen. Aber ich habe Brent geliebt! Ich

werde ihn immer lieben, und er ist mir genommen worden. Du weißt gar nicht, wie es ist, wenn einem so etwas passiert.«

Adrienne hatte nichts darauf erwidert, doch als Amanda aus dem Zimmer gegangen war, hatte Adrienne den Kopf gesenkt und ein einziges Wort geflüstert.

Rodanthe.

Adrienne empfand Mitleid mit ihrer Tochter, und gleichzeitig war sie besorgt um deren Kinder. Max war sieben und Greg vier, und in den vergangenen acht Monaten hatte Adrienne deutliche Veränderungen im Verhalten der Kinder beobachtet. Beide waren ungewöhnlich verschlossen und still. Im Herbst hatten sie nicht am Fußballtraining teilgenommen, und Max weinte jeden Morgen, wenn er in die Vorschule gehen sollte, obwohl er dort eigentlich gut zurechtkam. Greg nässte wieder das Bett ein und bekam bei der kleinsten Verärgerung einen Wutanfall. Einige dieser Veränderungen, das war Adrienne klar, hatten mit dem Tod des Vaters zu tun, aber sie waren auch eine Reaktion auf Amandas Verhalten, das sich seit dem letzten Frühjahr stark gewandelt hatte.

Weil Amanda durch die Lebensversicherung abgesichert war, brauchte sie nicht zu arbeiten. Aber Adrienne war in den ersten zwei Monaten nach Brents Tod trotzdem jeden Tag bei Amanda gewesen, hatte dafür gesorgt, dass die Rechnungen bezahlt wurden und die Kinder zu essen bekamen. Währenddessen hatte sich Amanda in ihr Zimmer zurückgezogen, wo sie entweder schlief oder weinend wach lag. Adrienne nahm Amanda in den Arm, wenn ihre Tochter es brauchte, sie hörte zu, wenn Amanda sich aussprechen wollte, und sie bestand darauf, dass ihre Tochter wenigstens ein oder zwei Stunden am Tag nach draußen ging. Sie hoffte, an der frischen Luft würde Amanda erkennen, dass auch für sie das Leben weiterging.

Adrienne war voller Hoffnung gewesen, dass ihre Tochter langsam über den Verlust hinwegkam. Als es Sommer wurde,

hatte Amanda wieder gelächelt, erst selten, dann immer öfter. Sie machte einige Stadtbummel und begleitete die Kinder ab und zu auf die Rollschuhbahn, und allmählich zog sich Adrienne von den Aufgaben zurück, die sie bis dahin für ihre Tochter erledigt hatte. Sie wusste, wie wichtig es war, dass Amanda wieder die Verantwortung für ihr eigenes Leben übernahm. Man konnte im gleichförmigen Ablauf des Alltags Trost finden, das hatte Adrienne selbst erfahren, und sie hoffte, dass Amanda dies auch erkennen würde.

Doch im August, an dem Tag, der ihr siebter Hochzeitstag gewesen wäre, öffnete Amanda die Tür zum Kleiderschrank im Schlafzimmer und sah, dass sich auf den Schultern von Brents Anzügen Staub gesammelt hatte. Von da an ging es nicht mehr weiter voran. Nicht, dass die Trauer sie wieder überwältigt hätte – es gab Momente, da war sie fast wie früher –, aber die meiste Zeit wirkte sie eigentümlich erstarrt. Sie war weder deprimiert noch glücklich, weder angeregt noch lethargisch, weder interessiert noch gelangweilt von dem, was um sie herum geschah. Amanda, so kam es Adrienne vor, war offenbar zu der Überzeugung gelangt, dass die Erinnerung an Brent verblassen würde, wenn sie nach vorn blickte, und hatte entschieden, das nicht zuzulassen.

Doch den Kindern gegenüber war es nicht fair. Sie brauchten die Führung und Liebe ihrer Mutter, sie brauchten ihre Zuwendung. Sie brauchten eine Mutter, die ihnen versicherte, dass sich alles zum Guten wenden würde. Ein Elternteil hatten sie bereits verloren, und das war schwer genug. In letzter Zeit kam es Adrienne oft so vor, als hätten sie auch ihre Mutter verloren.

Im sanften Schein der Küchenlampe sah Adrienne auf die Uhr. Auf ihre Bitte war Dan mit den beiden Jungen, Max und Greg, ins Kino gegangen, so dass Adrienne den Abend mit Amanda verbringen konnte. Wie Adrienne waren auch ihre beiden

Söhne um Amandas Kinder besorgt. Sie hatten sich nicht nur bemüht, eine aktive Rolle im Leben der Jungen zu übernehmen, sondern Adrienne immer wieder um Rat gefragt, wie sie sonst noch helfen konnten. Heute hatte Adrienne Dan beruhigt und gesagt, sie werde mit Amanda sprechen. Dan hatte darauf skeptisch reagiert – hatten sie das nicht schon oft versucht? –, aber sie wusste, dass dieser Abend eine andere Wirkung haben würde.

Adrienne machte sich kaum Illusionen darüber, wie ihre Kinder sie sahen. Natürlich, sie liebten und respektierten sie als Mutter, aber Adrienne wusste, dass sie sie nicht *wirklich* kannten. In den Augen ihrer Kinder war sie gutherzig und durchschaubar, liebenswürdig und zuverlässig, eine freundliche Seele aus einer anderen Zeit, die ihren Weg ging und dabei ihre naive Weltsicht beibehalten hatte. Ihr Äußeres entsprach inzwischen dieser Sichtweise – die Fingerknöchel wurden mit der Zeit dicker, ihre schlanke Taille hatte sie eingebüßt, und die Brillengläser waren im Laufe der Jahre auch stärker geworden –, aber wenn sie bemerkte, wie ihre Kinder sie mit nachsichtigen Blicken ansahen, musste sie manchmal ein Lachen unterdrücken.

Zum Teil, das war Adrienne klar, lag der Irrtum ihrer Kinder in dem Wunsch begründet, dass sie ein bestimmtes Bild von ihrer Mutter haben wollten und Adrienne diesem Bild von einer Frau in ihrem Alter auch entsprechen sollte. Es war leichter – und auch bequemer, um ehrlich zu sein –, wenn sie ihre Mom für eine unauffällige ältere Frau halten konnten statt für eine wagemutige Frau; für eine Frau, deren Leben in normalen Bahnen verlief, statt für eine mit Erfahrungen, die sie, die Kinder, in Staunen versetzen würden. Und als die gutherzige, durchschaubare, liebenswürdige und verlässliche Mutter, die sie in den Augen ihrer Kinder war, hatte Adrienne nicht den Wunsch, diese Vorstellung zurechtzurücken.

Adrienne wusste, dass Amanda jeden Moment eintreffen

würde, deshalb ging sie zum Kühlschrank und holte eine Flasche Pinot Grigio heraus. Da es seit dem Nachmittag im Haus kühler geworden war, drehte sie auf dem Weg ins Schlafzimmer den Thermostat hoch.

Früher hatte sie dieses Zimmer mit Jack geteilt, jetzt war es ihres, und seit der Scheidung war es bereits zweimal neu gestrichen worden. Adrienne trat an das Himmelbett, das sie sich schon seit ihrer Jugend gewünscht hatte. Unter dem Bett, nahe der Wand, stand eine kleine Briefschachtel, die sie jetzt hervorholte und auf das Kissen neben sich stellte.

Darin befanden sich lauter Dinge, die sie von damals aufbewahrt hatte: das einzelne Blatt Papier, das er in der Pension für sie zurückgelassen hatte, ein Foto von ihm, das in der Klinik aufgenommen worden war, und der Brief, den sie damals wenige Wochen vor Weihnachten erhalten hatte. Darunter lagen zwei zusammengebundene Stapel Briefe, Botschaften, die zwischen ihnen hin und her gegangen waren, und dazwischen eine Schneckenmuschel, die sie damals am Strand gefunden hatten.

Adrienne legte das Blatt zur Seite und zog einen Umschlag aus dem Stapel. Und gleich stellte sich die Erinnerung an das Gefühl wieder ein, das sie damals empfunden hatte, als sie den Brief bekam. Sie nahm ihn aus dem Umschlag. Er war dünn und brüchig geworden, und die Tinte war in den Jahren, seit er den Brief geschrieben hatte, verblichen. Dennoch waren die Worte deutlich lesbar.

Liebe Adrienne,

ich war nie ein guter Briefeschreiber, und ich hoffe, du verzeihst mir, wenn ich mich nicht sehr gut ausdrücke.

Ich kam heute Morgen auf einem Esel an, ob du das glaubst oder nicht, und nahm den Ort in Augenschein, an dem ich die nächste Zeit verbringen werde. Ich wünschte, ich könnte dir sagen, dass es besser ist, als ich es mir vorgestellt habe, aber

wenn ich ehrlich bin, kann ich das nicht. In der Klinik mangelt es an den meisten Dingen: an Medikamenten, Geräten und ausreichend Betten, aber ich habe mit dem Direktor gesprochen, und ich glaube, ich werde wenigstens einen Teil der Probleme lösen können. Es gibt zwar einen Generator, der Strom liefert, aber keine Telefone, so dass ich erst anrufen kann, wenn ich nach Esmeraldas komme. Es liegt zwei Tagesfahrten von hier entfernt, und die nächste Versorgungsreise findet erst in ein paar Wochen statt. Es tut mir Leid, aber in Wahrheit wussten wir wohl beide, dass es so sein würde.

Mark habe ich noch nicht gesehen. Er ist in einer Sozialstation in den Bergen und kommt erst heute Abend zurück. Ich werde dir berichten, wie es mit ihm läuft, aber am Anfang erwarte ich nicht allzu viel. Wie du schon gesagt hast, ich glaube, wir müssen uns erst einmal kennen lernen, bevor wir uns den Problemen zwischen uns zuwenden können.

Ich kann nicht einmal aufzählen, wie viele Patienten ich heute behandelt habe. Über hundert, nehme ich an. Es ist schon lange her, dass ich Patienten auf diese Weise und mit dieser Art von Beschwerden behandelt habe, aber die Schwester war eine große Hilfe, auch dann noch, wenn ich nicht mehr weiterwusste. Ich glaube, sie ist dankbar, dass ich überhaupt da bin.

Seit ich abgereist bin, denke ich die ganze Zeit an dich. Ich weiß, dass meine Reise noch nicht vorüber und dass das Leben ein gewundener Pfad ist, und ich kann nur hoffen, dass er sich irgendwie zurück zu dem Ort schlängelt, an den ich gehöre. Zurück zu dir.

So denke ich jetzt darüber. Ich gehöre zu dir. Während der Fahrt und auch, als das Flugzeug in der Luft war, habe ich mir vorgestellt, ich würde dich bei meiner Ankunft in Quito erblicken. Du würdest in der Menge auf mich warten. Ich wusste, dass das nicht sein konnte, aber irgendwie war es so

ein wenig leichter, dich zu verlassen. Fast, als wäre ein Teil von dir mitgekommen.

Ich möchte gern glauben, dass das wahr ist. Nein, falsch – ich weiß, dass es wahr ist. Bevor wir uns kennen lernten, war ich so verloren, wie ein Mensch nur sein kann. Und doch hast du etwas in mir gesehen, was mir eine neue Richtung gegeben hat. Wir wissen beide, warum ich nach Rodanthe gekommen war, aber ich kann mich nicht von dem Gedanken losmachen, dass größere Kräfte am Werk waren. Ich bin dorthin gefahren, weil ich ein Kapitel in meinem Leben abschließen wollte, in der Hoffnung, dass es mir helfen würde, meinen Weg zu finden. Doch ich glaube, du warst es, nach der ich die ganze Zeit Ausschau gehalten habe. Und du bist es auch, die jetzt hier bei mir ist.

Wir wissen beide, dass ich für eine Weile hier bleiben muss. Es ist ungewiss, wann ich zurück sein werde. Obwohl wir noch nicht lange getrennt sind, wird mir bewusst, dass ich dich mehr vermissem, als ich je einen Menschen vermisst habe. Ein Teil von mir würde am liebsten sofort in ein Flugzeug steigen und zu dir fliegen. Doch wenn das, was uns verbindet, so wahrhaftig ist, wie ich glaube, dann bin ich mir sicher, dass wir es schaffen werden. Und ich komme zurück, das verspreche ich dir. In der kurzen Zeit, die wir miteinander verbracht haben, ist uns das zuteil geworden, wovon die meisten Menschen nur träumen, und ich zähle die Tage, bis ich dich wiedersehen kann. Vergiss nie, wie sehr ich dich liebe.

Paul

Als Adrienne zu Ende gelesen hatte, legte sie den Brief zur Seite und griff nach der Muschel, die sie an jenem Sonntag vor langer Zeit gefunden hatten. Noch immer roch sie nach Seetang, nach der Zeitlosigkeit, dem ursprünglichen Geruch des Lebens selbst. Die Muschel war mittelgroß, perfekt geformt, ohne einen Riss – so etwas nach einem Sturm in der

rauen Brandung an den Outer Banks zu finden, war fast unmöglich. Ein Omen, hatte Adrienne damals gedacht, und sie erinnerte sich, wie sie die Muschel ans Ohr gehalten und gesagt hatte, sie könne das Rauschen des Ozeans hören. Und wie Paul darauf gelacht und erklärt hatte, dass es in der Tat der Ozean sei, den sie da hörte. Er hatte seine Arme um sie gelegt und geflüstert: »Es ist Flut, ist dir das nicht aufgefallen?«

Adrienne strich mit den Fingern zart über die anderen Dinge in der Schachtel und nahm das heraus, was sie für ihr Gespräch mit Amanda brauchte. Sie wünschte, sie hätte noch mehr Zeit, sich den Rest genauer anzuschauen. Vielleicht später, dachte sie. Sie verstaute die Sachen in der untersten Schublade, weil sie wusste, dass Amanda sie nicht zu sehen brauchte. Dann nahm sie die Schachtel, stand vom Bett auf und strich sich den Rock glatt.

Gleich musste ihre Tochter kommen.

ZWEI

Adrienne hörte von der Küche aus, wie die Haustür auf- und zuging und wie Amanda das Wohnzimmer durchquerte.

»Mom?«

Adrienne stellte die Schachtel auf den Küchentisch. »Ich bin hier!«, rief sie.

Als Amanda durch die angelehnte Tür in die Küche trat, sah sie ihre Mutter am Tisch sitzen, vor sich eine geschlossene Flasche Wein.

»Was ist denn los?«, fragte Amanda.

Adrienne lächelte und stellte wieder einmal fest, wie hübsch ihre Tochter doch war. Mit ihrem hellbraunen Haar und den haselnussbraunen Augen, die ihre hohen Wangenknochen betonten, war sie schon immer hübsch anzusehen gewesen. Obwohl sie zweieinhalb Zentimeter kleiner war als Adrienne, hatte sie die Körperhaltung einer Tänzerin und wirkte größer. Außerdem war sie dünn – ein wenig zu dünn, fand Adrienne, aber sie hatte gelernt, darüber keine Bemerkungen zu machen.

»Ich möchte mit dir sprechen«, sagte Adrienne.

»Worüber?«

Statt zu antworten, wies Adrienne auf einen Stuhl.

»Setz dich doch.«

Amanda ließ sich am Tisch nieder. Aus der Nähe sah sie angespannt aus, und Adrienne ergriff ihre Hand. Sie drückte sie schweigend und gab sie dann langsam wieder frei, während ihr Blick zum Fenster wanderte. Einen Moment lang war es ganz still in der Küche.

»Mom?«, fragte Amanda schließlich. »Geht es dir gut?«

Adrienne schloss die Augen und nickte. »Mir geht es gut, ja. Ich überlege nur, wie ich anfangen soll.«

Amanda wurde abweisend. »Hat es wieder mit mir zu tun? Wenn ja, dann ...«

Adrienne unterbrach sie mit einem Kopfschütteln. »Nein, es

hat mit *mir* zu tun«, sagte sie. »Ich will dir etwas erzählen, das sich vor vierzehn Jahren zugetragen hat.«

Amanda legte den Kopf zur Seite, und in der vertrauten kleinen Küche begann Adrienne ihre Geschichte.

DREI

Rodanthe 1988

Paul Flanner kam aus dem Büro seines Anwalts. Der Morgenhimmel war grau. Flanner zog den Reißverschluss an seiner Jacke zu, ging zu seinem Leihwagen, einem Toyota Camry, setzte sich hinter das Steuerrad und hielt sich vor Augen, dass das Leben, das er ein Vierteljahrhundert lang geführt hatte, mit seiner Unterschrift unter den Verkaufsvertrag zu Ende gegangen war.

Es war Anfang Januar 1988, und im vergangenen Monat hatte er seine beiden Autos, seine Arztpraxis und jetzt auch, in einer letzten Zusammenkunft mit seinem Anwalt, sein Haus verkauft.

Er hatte nicht vorhersehen können, wie er sich bei dem Verkauf seines Hauses fühlen würde, aber als er den Zündschlüssel drehte, stellte er mit Erstaunen fest, dass er nichts Besonderes empfand, außer einer vagen Befriedigung angesichts der Endgültigkeit des Ganzen. Am Morgen war er ein letztes Mal durch das Haus gegangen und hatte gehofft, sich an Begebenheiten aus seinem Leben zu erinnern. Er hatte gedacht, er würde den Weihnachtsbaum noch einmal vor sich sehen und das Bild von seinem Sohn, der im Schlafanzug nach unten gestapft kam und die von Santa Claus gebrachten Geschenke bestaunte. Er versuchte sich der Essensgerüche an Thanksgiving oder an so manchem regnerischen Sonntag zu entsinnen, wenn Martha einen kräftigen Eintopf gekocht hatte, oder der Geräusche, die aus dem Wohnzimmer drangen, wenn er und seine Frau Gäste bewirteten – was oft geschah.

Aber als er so von Zimmer zu Zimmer ging, hier und da einen Moment verweilte und seine Augen schloss, wurden keine Erinnerungen in ihm wach. Das Haus, so wurde ihm bewusst, war nichts weiter als eine leere Hülle, und er fragte

sich erneut, warum er so lange darin gelebt hatte.

Paul fuhr vom Parkplatz auf die Straße und schlängelte sich über Nebenstraßen zur Ausfallstraße, um den Pendlerverkehr aus den Vororten zu umgehen. Zwanzig Minuten später bog er auf den Highway 70 ein, eine zweispurige Straße, die in südöstlicher Richtung zur Küste von North Carolina führte. Auf dem Rücksitz lagen zwei große Seesäcke. Sein Flugticket und seinen Pass hatte Paul in der Ledertasche auf dem Vordersitz neben sich verstaut. Im Kofferraum befanden sich sein Arztkasten und verschiedene Medikamente, die man ihn gebeten hatte mitzubringen.

Der Himmel war jetzt wie eine Leinwand in Weiß und Grau – der Winter hatte wahrlich begonnen. Am Morgen hatte es eine Stunde lang geregnet, und bei dem nördlichen Wind fühlte sich die Luft kälter an, als sie wirklich war. Auf dem Highway herrschte mäßiger Verkehr. Paul stellte den Tempomat ein paar Meilen über der Geschwindigkeitsbegrenzung ein und überdachte noch einmal, was er am Morgen hinter sich gebracht hatte.

Britt Blackerby, sein Anwalt, hatte ein letztes Mal versucht, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Sie waren seit Jahren befreundet. Als Paul ihm vor sechs Monaten erzählte, was er vorhatte, hielt Britt das für einen Witz. Er hatte laut gelacht und gesagt: »Das ist doch nicht dein Ernst!« Erst als er Paul über den Tisch hinweg aufmerksam in die Augen sah, begriff er, dass es ihm durchaus ernst war.

Paul hatte sich natürlich auf die Besprechung vorbereitet. Dies war eine Angewohnheit, von der er sich nicht befreien konnte. Er schob drei Blätter Papier über den Tisch, auf denen er seine Preisvorstellung und sein Konzept für den Vertrag dargelegt hatte – sauber getippt natürlich. Britt starrte eine Weile auf die Blätter und sah ihn dann erneut an.

»Tust du das wegen Martha?«, fragte er.

»Nein«, hatte Paul geantwortet, »es ist mir einfach ein

Bedürfnis.«

Paul drehte die Heizung im Auto an und hielt die Hand vor den Ventilator, damit die Heizungsluft seine Finger wärmte. Er warf einen Blick in den Rückspiegel, sah die Hochhäuser von Raleigh und fragte sich bei dem Anblick, ob er sie wohl einmal wiedersehen würde.

Er hatte das Haus an ein junges Paar mit aussichtsreichen Berufen verkauft – der Mann war Manager bei Glaxo Smith-Kline, die Frau Psychologin. Die beiden hatten es gleich am ersten Tag, als es zum Verkauf stand, besichtigt. Am nächsten Tag kamen sie wieder und unterbreiteten nach einem zweiten Rundgang sofort ein Angebot. Sie waren die ersten und einzigen Interessenten, die das Haus angesehen hatten.

Das überraschte Paul nicht. Er war dabei, als sie ihre zweite Hausbesichtigung machten und sich eine Stunde lang sehr gründlich umsahen. Zwar gaben sie sich alle Mühe, keine überschwängliche Reaktion zu zeigen, doch Paul wusste in dem Moment, als er ihnen gegenübertrat, dass sie das Haus kaufen würden. Er zeigte ihnen, wie die Alarmanlage funktionierte und wie man das hintere Tor öffnete. Er nannte ihnen den Gärtnereibetrieb, der immer für ihn gearbeitet hatte, und gab ihnen dessen Visitenkarte sowie die des Pool-Reinigungsdiensts, mit dem er einen Vertrag hatte. Er erzählte, der Marmor im Eingangsbereich sei aus Italien importiert und die Buntglasfenster seien von einem Künstler in Genf entworfen worden. Die Küche sei erst zwei Jahre alt, und der Kühlschrank mit Gefrierschrank und der Viking-Herd entsprächen immer noch dem höchsten Standard. Ja, sagte er, man könne hier ohne weiteres für zwanzig Gäste kochen. Er führte die beiden jungen Leute in das große Schlafzimmer, neben dem ein Badezimmer lag, dann in die anderen Schlafzimmer, und bemerkte, wie ihre Blicke an den Fensterbänken aus Marmor und den in Wischtechnik bemalten Wänden hängen blieben. Im Untergeschoss wies er auf die

nach Maß gefertigten Möbel und den Kronleuchter aus Kristall hin und forderte die beiden auf, sich im Esszimmer den persischen Teppich unter dem großen Tisch aus Kirschholz genau anzusehen. In der Bibliothek bemerkte Paul, wie der Mann mit den Fingern über die Ahornvertäfelung fuhr und wie sein Blick auf der Tiffany-Lampe verweilte.

»Und der Preis«, fragte der Mann, »gilt für das Haus *mit* den Möbeln?«

Paul nickte. Als er die Bibliothek verließ, konnte er das gedämpfte, aufgeregte Flüstern der beiden hören. Sie folgten ihm langsam.

Später, als sie schon an der Tür standen und gehen wollten, stellten sie Paul die Frage, die er erwartet hatte.

»Warum wollen Sie das Haus verkaufen?«

Paul erinnerte sich, wie er den Mann angesehen hatte, denn hinter der Frage, das wusste er, steckte mehr als nur Neugier. An dem, was Paul hier tat, haftete etwas Geheimnisvolles, und der Preis, das war ihm klar, war viel zu niedrig angesetzt, selbst wenn er das Haus leer verkauft hätte.

Paul hätte sagen können, dass er jetzt, da er allein war, so ein großes Haus nicht mehr brauchte. Oder dass das Haus besser geeignet sei für jüngere Leute, denen das Treppensteigen nichts ausmachte. Oder dass er vorhabe, ein anderes Haus zu kaufen oder zu bauen und dass er eine andere Ausstattung wolle. Oder dass er in den Ruhestand treten wolle und das große Haus zu viel Arbeit bedeute.

Aber keiner dieser Gründe war zutreffend. Statt zu antworten, sah er dem Mann in die Augen.

»Warum möchten Sie es kaufen?«, fragte er ihn.

Er hatte in einem freundlichen Ton gefragt, und der Mann warf seiner Frau einen Blick zu. Sie war hübsch, eine zierliche Brünnette, ungefähr so alt wie ihr Mann, vielleicht Mitte dreißig. Auch der Mann sah gut aus und machte offenbar eine steile Karriere. An Selbstvertrauen schien es ihm jedenfalls nicht zu

mangeln. Einen Moment lang schienen die beiden die Frage nicht zu verstehen.

»Von einem solchen Haus haben wir immer geträumt«, sagte die Frau schließlich.

Paul nickte. Ja, dachte er, ich kann mich an das Gefühl erinnern. Bis vor sechs Monaten ging es mir auch so.

»Dann hoffe ich, dass es Sie glücklich macht«, sagte er.

Die beiden gingen davon, und Paul beobachtete, wie sie in ihr Auto stiegen. Er winkte ihnen zu, bevor er die Tür schloss, doch als er wieder im Haus stand, spürte er, wie es ihm die Kehle zuschnürte. Beim Anblick des Mannes, so wurde ihm bewusst, hatte er sich an das Gefühl erinnert, das er früher gehabt hatte, wenn er sich im Spiegel ansah. Und aus einem nicht ganz erklärlichen Grund standen ihm plötzlich die Tränen in den Augen.

Der Highway führte durch Smithfield, Goldsboro und Kinston, kleine Orte, zwischen denen meilenlang Felder lagen, auf denen Baumwolle und Tabak wuchsen. Paul war hier aufgewachsen, auf einer kleinen Farm außerhalb von Williamston, und kannte die Gegend gut. Er fuhr an windschiefen Tabakscheunen und Farmhäusern vorbei. In den hohen, kahlen Ästen der Eichen neben dem Highway sah er Mistelgesträuch. Lange dünne Reihen von Weihrauchkiefern wuchsen entlang der Grenzlinien zwischen den Anwesen.

In New Bern, einer hübschen Stadt am Zusammenfluss von Neuse und Trent, hielt Paul an, um sich etwas zum Essen zu kaufen. In einem Deli im historischen Stadtkern besorgte er sich ein Sandwich und einen Kaffee und setzte sich trotz des kühlen Wetters auf eine Bank vor dem Sheraton, von wo aus man einen Blick über den Sporthafen hatte. Jachten und Segelboote lagen vertäut an ihren Liegeplätzen und schaukelten sanft in der Brise.

Pauls Atem bildete kleine Wolken. Nachdem er das

Sandwich gegessen hatte, entfernte er den Deckel von seinem Kaffeebecher. Während er zusah, wie der Dampf aufstieg, überdachte er erneut die Kette von Ereignissen, die ihn hierher gebracht hatte.

Es war eine lange Reise gewesen. Seine Mutter war bei seiner Geburt gestorben, und sein Vater, dessen einziger Sohn er war, verdiente seinen Lebensunterhalt als Farmer – Paul hatte es also nicht leicht gehabt. Statt mit Freunden Baseball zu spielen oder nach Flussbarschen oder Welsen zu angeln, verbrachte er seine Tage damit, Unkraut zu jäten und Baumwollkapselkäfer von den Tabakpflanzen zu lesen, zwölf Stunden am Tag, unter der glühenden südlichen Sommersonne, die seinem Rücken eine dauerhafte goldene Färbung verlieh. Wie die meisten Kinder in seiner Lage klagte er gelegentlich, aber meistens akzeptierte er, dass er arbeiten musste. Er wusste, dass sein Vater auf seine Hilfe angewiesen war. Und dass er ein guter Mensch war. Er war geduldig und freundlich, aber wie schon sein eigener Vater vor ihm sprach er selten, es sei denn, er hatte einen Grund. An den meisten Tagen war es in ihrem kleinen Haus so still wie in der Kirche. Abgesehen von den Standardfragen darüber, wie es in der Schule ging und was an Feldarbeiten anstand, wurde die Stille beim Essen nur durch das Klappern von Messer und Gabel auf den Tellern durchbrochen. Wenn der Abwasch gemacht war, setzte sich sein Vater ins Wohnzimmer und las Farmberichte, und Paul vertiefte sich in ein Buch. Sie hatten keinen Fernseher, und das Radio wurde meist nur angestellt, wenn sie den Wetterbericht hören wollten.

Sie waren arm. Zwar hatte Paul immer genug zu essen und ein warmes Zimmer, doch es war ihm manchmal peinlich, dass er verschlissene Kleidung trug und nicht das Geld hatte, in den Drugstore zu gehen, um ein Stück Kuchen oder eine Flasche Cola zu kaufen, wie es seine Freunde taten. Hin und wieder bekam Paul spöttische Bemerkungen zu hören, doch statt sich

zu verteidigen vertiefte er sich in seine Schularbeiten, als wollte er beweisen, dass es ihm nichts ausmachte. Jahrein, jahraus brachte er die besten Noten nach Hause. Sein Vater war zwar stolz auf seine Leistungen, aber immer, wenn er Pauls Zeugnisse las, wurde er leicht melancholisch, als wüsste er, dass sein Sohn eines Tages die Farm verlassen und nie mehr zurückkommen würde.

Die Disziplin, die Paul bei der Feldarbeit erworben hatte, übertrug er auch auf andere Lebensbereiche. Er schloss nicht nur die Schule als Bester ab, er wurde auch ein ausgezeichnete Sportler. Als er an der Universität nicht ins Football-Team aufgenommen wurde, empfahl ihm der Trainer, es mit Geländelauf zu versuchen. Paul erkannte schnell, dass es nichts mit genetischer Veranlagung zu tun hatte, ob man aus Wettbewerben als Sieger oder als Verlierer hervorging, sondern mit dem Einsatz. So gewöhnte er sich an, morgens um fünf Uhr aufzustehen, damit er zwei Trainingsstunden in den Tag einbauen konnte. Sein Plan ging auf: Aufgrund seiner sportlichen Leistungen bekam er ein volles Stipendium für die Duke University und war vier Jahre lang der beste Läufer und zugleich ein erfolgreicher Student. Paul studierte Chemie und Biologie und schloss das Studium *summa cum laude* ab. In dem Jahr wurde er zudem als *All-American* ausgezeichnet, weil er im nationalen Geländelaufwettkampf als Dritter ins Ziel kam.

Nach dem Lauf übergab er seinem Vater die Medaille. Er sagte, dass er all dies nur für ihn getan habe.

»Nein«, widersprach sein Vater, »du bist für dich selbst gelaufen. Ich hoffe nur, du läufst auf etwas zu und nicht vor etwas weg.«

An jenem Abend lag Paul im Bett, starrte lange an die Decke und versuchte zu begreifen, was sein Vater gemeint haben könnte. Seiner Meinung nach lief er auf etwas zu – auf alles, was vor ihm lag. Auf ein besseres Leben. Auf ein Leben ohne

Sorgen. Auf das Glück.

Als er im Februar seines letzten Studienjahrs erfuhr, dass er an der medizinischen Fakultät von Vanderbüt angenommen worden sei, besuchte er seinen Vater und überbrachte ihm die gute Nachricht. Sein Vater schien sich zu freuen. Aber später, zu einer Stunde, zu der sein Vater normalerweise längst schlief, sah Paul vom Fenster aus, wie er beim Zaunpfosten stand und über die Felder blickte. Eine einsame Gestalt.

Drei Wochen darauf starb sein Vater, während er die Felder für den Frühling pflügte, an einem Herzinfarkt.

Paul war völlig zerstört. Doch statt seiner Trauer Zeit und Raum zu geben, stürzte er sich noch tiefer in die Arbeit und vermied es, sich seinen Erinnerungen hinzugeben. Er schrieb sich vor Semesterbeginn an der Universität ein, nahm an einem Sommerkurs teil, um sich einen Vorsprung zu verschaffen, und im Herbst lud er sich zu seinem vollen Stundenplan zusätzliche Kurse auf. Von da an raste sein Leben nur so dahin. Er besuchte die Kurse, arbeitete im Labor und lernte bis in die frühen Morgenstunden. Jeden Tag lief er fünf Meilen, er stoppte immer die Zeit und versuchte sich jedes Jahr zu steigern. Er ging nie in Nachtclubs oder Bars, und er war auch nie dabei, wenn die Mitglieder des Sportteams zusammen ausgingen. Aus einer Laune heraus kaufte er sich einen Fernsehapparat, packte ihn aber nicht einmal aus und verkaufte ihn ein Jahr später wieder. Mädchen gegenüber war er schüchtern, aber jemand machte ihn mit Martha bekannt, einer freundlichen blonden jungen Frau aus Georgia, die in der Bibliothek der medizinischen Fakultät arbeitete. Und weil er sich nicht dazu durchringen konnte, sich mit ihr zu verabreden, machte sie den ersten Schritt. Angesichts des enormen Pensums, das Paul sich abverlangte, war sie zwar beunruhigt, nahm aber dennoch seinen Heiratsantrag an. Nach zehn Monaten traten sie zusammen vor den Altar. Da Pauls Prüfungen bevorstanden, blieb keine Zeit für die Flitterwochen,

aber er versprach seiner Frau, eine schöne Reise mit ihr zu machen, sobald er das Studium abgeschlossen hatte.

Dazu kam es nie. Ein Jahr später wurde ihr Sohn Mark geboren, und in dessen ersten beiden Lebensjahren fand Paul nicht ein einziges Mal die Zeit, ihm die Windeln zu wechseln oder ihn in den Schlaf zu wiegen.

Stattdessen saß er am Küchentisch und lernte. Er studierte Tabellen menschlicher Physiologie oder entschlüsselte chemische Gleichungen. Er machte Notizen und erzielte in einer Prüfung nach der anderen die besten Ergebnisse. Nach drei Jahren schloss er seine medizinische Ausbildung als Bester seines Jahrgangs ab und zog mit der Familie nach Baltimore, wo er sein praktisches Jahr als Chirurg im John-Hopkins-Krankenhaus antrat.

Die Chirurgie, das wusste er inzwischen, war seine Berufung. In den meisten Fachrichtungen mussten die Ärzte kommunikativ sein und Trost spenden können – und das war nicht gerade Pauls Stärke. Aber in der Chirurgie war das anders. Hier waren die Patienten weniger an den kommunikativen Fähigkeiten des Arztes interessiert als vielmehr an seinem chirurgischen Können – und Paul besaß nicht nur genügend Selbstbewusstsein, um seinen Patienten vor einem Eingriff ein sicheres Gefühl zu geben, sondern auch großes Operationsgeschick. Dieses Betätigungsfeld entsprach ihm sehr. In den letzten beiden Jahren seiner praktischen Ausbildung arbeitete Paul neunzig Stunden in der Woche und schlief vier Stunden pro Nacht, zeigte aber erstaunlicherweise nie Spuren von Übermüdung.

Nach den Jahren im Krankenhaus absolvierte er eine Zusatzausbildung in Schädelchirurgie und Gesichtsplastik und zog mit seiner Familie nach Raleigh, wo er, kurz bevor die Bevölkerungsrate der Stadt sprunghaft anstieg, als Partner in eine Gemeinschaftspraxis eintrat. Da sie die einzigen Spezialisten auf diesem Gebiet waren, expandierte ihre Praxis.

Mit vierunddreißig hatte Paul seine Schulden aus dem Studium zurückgezahlt. Als er sechsenddreißig Jahre alt war, pflegte er Verbindungen zu allen großen Krankenhäusern in der Gegend und arbeitete überwiegend mit dem Medical Center der University of North Carolina zusammen. Dort führte er gemeinsam mit Ärzten von der Mayo Clinic eine klinische Studie über Neurofibrome durch. Ein Jahr später wurde ein von ihm verfasster Artikel zum Thema Gaumenspalten im New England Journal of Medicine veröffentlicht. Vier Monate darauf folgte ein zweiter Artikel über Hämangiome, der der chirurgischen Praxis bei Säuglingen eine neue Richtung wies. Pauls Ruf wuchs, und als er die Tochter von Senator Norton, deren Gesicht nach einem Autounfall durch Narben entstellt war, erfolgreich operierte, wurde auf der Titelseite des *Wall Street Journal* über ihn berichtet.

Doch Paul beließ es nicht bei wiederherstellender Chirurgie und war einer der ersten Ärzte in North Carolina, der seine Praxis gerade zu dem Zeitpunkt auf kosmetische Gesichtschirurgie ausdehnte, als dieser Bereich zu expandieren begann. Seine Praxis florierte, sein Einkommen vervielfachte sich, und er fing an, Besitz anzuhäufen. Er kaufte sich einen BMW, dann einen Mercedes, dann einen Porsche und wieder einen Mercedes. Er und Martha bauten sich das Haus ihrer Träume. Paul kaufte Wertpapiere und Obligationen und Aktien in verschiedenen Investmentfonds. Als ihm klar wurde, dass er die feinen Bewegungen des Marktes nicht überblickte, stellte er einen Vermögensverwalter ein. Danach verdoppelte sich sein Vermögen alle vier Jahre. Und als er schon mehr hatte, als er je in Seinem Leben benötigen würde, verdreifachte es sich sogar im selben Zeitraum.

Dennoch arbeitete Paul immer weiter. Er operierte sogar samstags. Selbst die Sonntagnachmittage verbrachte er in seiner Praxis. Als er fünfundvierzig war, kapitulierte sein Partner vor dem Tempo, das Paul vorgab, trennte sich von ihm

und trat in eine andere Gemeinschaftspraxis ein.

In den ersten Jahren nach Marks Geburt sprach Martha oft davon, dass sie sich ein zweites Kind wünschte. Nach einer Weile erwähnte sie es nicht mehr. Anfangs bestand sie darauf, dass er mit ihr zusammen Ferien machte, was er, wenn auch widerstrebend, tat. Doch nach einer Zeit fing sie an, mit Mark allein ihre Eltern zu besuchen. Paul fand nur bei den wichtigsten Ereignissen im Leben seines Sohnes die Zeit, zugegen zu sein, versäumte aber fast alles andere.

Er redete sich ein, dass er für die Familie arbeitete. Oder für Martha, die die knappen Jahre des Anfangs mit ihm durchgestanden hatte. Oder im Gedenken an seinen Vater. Oder für Marks Zukunft. Aber insgeheim wusste er, dass er nur für sich selbst arbeitete.

Wenn er etwas nennen sollte, was er an diesen Jahren am allermeisten bedauerte, dann war es die fehlende Beziehung zu seinem Sohn. Doch obwohl Paul im Leben seines Sohnes kaum eine Rolle gespielt hatte, entschied sich Mark zu Pauls großer Überraschung dazu, Arzt zu werden. Nachdem Mark an der medizinischen Fakultät angenommen worden war, erzählte Paul im Krankenhaus voller Stolz, dass sein Sohn in seinen Berufsstand eintreten werde. Jetzt würden sie, so stellte er sich vor, mehr Zeit zusammen verbringen, und er lud Mark zum Lunch ein, weil er hoffte, ihn für die chirurgische Laufbahn gewinnen zu können.

»Das ist dein Leben«, sagte Mark zu ihm, »und es interessiert mich überhaupt nicht. Um ehrlich zu sein, du tust mir Leid.«

Die Worte trafen. Die beiden gerieten in Streit. Mark machte Paul bittere Vorwürfe, Paul wurde wütend, und am Schluss stürmte sein Sohn aus dem Restaurant. Zwei Wochen lang weigerte sich Paul, mit ihm zu sprechen, und Mark machte keinen Versuch, sich mit seinem Vater auszusöhnen. Aus Wochen wurden Monate, dann Jahre. Obwohl Mark eine enge

Beziehung zu seiner Mutter aufrechterhielt, vermied er es, nach Hause zu kommen, wenn er wusste, dass sein Vater da war.

Paul reagierte auf die weitere Entfremdung von seinem Sohn in der einzigen Art und Weise, die er kannte. Sein Arbeitspensum blieb das gleiche, er lief weiterhin seine fünf Meilen am Tag, und morgens las er den Finanzteil in der Zeitung. Aber er sah die Traurigkeit in Marthas Augen, und es gab Momente, in denen er überlegte, wie er den Bruch mit seinem Sohn heilen konnte. Er hätte gern zum Telefonhörer gegriffen und ihn angerufen, aber er konnte sich nie dazu durchringen. Mark, so hatte er von Martha erfahren, kam auch ohne ihn gut zurecht. Statt eine Ausbildung zum Chirurgen zu machen, wurde er praktischer Arzt, und nach einer Spezialausbildung, die ein paar Monate dauerte, ging er mit einer internationalen Hilfsorganisation ins Ausland. Einerseits war das eine edle Entscheidung, andererseits, dachte Paul unwillkürlich, hatte Mark vielleicht diesen Entschluss gefasst, um so weit fort von seinem Vater wie möglich zu sein.

Zwei Wochen, nachdem Mark abgereist war, reichte Martha die Scheidung ein.

Wenn ihn Marks Worte damals wütend gemacht hatten, so war er bei Marthas Worten wie betäubt. Paul versuchte, sie davon abzubringen, doch Martha unterbrach ihn sanft.

»Meinst du denn wirklich, du wirst mich vermissen?«, sagte sie. »Wir kennen uns doch kaum noch.«

»Ich kann mich ändern«, versprach Paul.

Martha lächelte. »Das weiß ich. Und ich glaube, du solltest dich auch ändern. Aber du solltest dich ändern, weil *du* es willst, und nicht, weil du glaubst, dass ich es will.«

Die nächsten zwei Wochen verbrachte Paul in einem Zustand der Benommenheit. Und einen Monat später geschah es, dass die zweiundsechzig Jahre alte Jill Torrelson aus Rodanthe, North Carolina, nach einer routinemäßigen Operation, die Paul an ihr vorgenommen hatte, im

Aufwachzimmer starb.

Dieses schreckliche Ereignis, das so unmittelbar auf die anderen folgte, hatte ihn, so begriff Paul, auf den Weg geführt, den er jetzt einschlug.

Nachdem er seinen Kaffee ausgetrunken hatte, stieg Paul ins Auto und fuhr wieder auf den Highway. Nach einer Dreiviertelstunde erreichte er Morehead City. Er fuhr über die Brücke nach Beaufort und folgte den Wegweisern Richtung Down East und zum Cedar Point.

Der flache Küstenstreifen war von einer friedlichen Schönheit, und Paul fuhr langsamer, damit er den Anblick auf sich wirken lassen konnte. Das Leben war hier anders. Paul fuhr weiter und staunte über die Menschen in den entgegenkommenden Autos. Sie winkten. Und eine Gruppe älterer Männer, die auf der Bank vor einer Tankstelle saßen, hatte anscheinend nichts Besseres zu tun, als den vorüberfahrenden Autos nachzusehen.

Am Nachmittag nahm Paul die Fähre nach Ocracoke, einer Ortschaft am südlichen Ende der Outer Banks. Es waren nur vier weitere Autos auf der Fähre, und während der zweistündigen Fahrt unterhielt er sich mit einigen der anderen Passagiere. Er verbrachte die Nacht in einem Motel in Ocracoke und wachte auf, als sich der weiße Lichtball der Sonne über dem Wasser erhob. Er frühstückte bald und hatte dann noch Zeit, durch die ländlich wirkende Ortschaft zu wandern und zuzusehen, wie die Leute ihre Häuser für den Sturm rüsteten, der sich vor der Küste zusammenbraute.

Dann packte er den Seesack ins Auto und schlug den Weg in Richtung Norden ein, zu dem Ort, der sein Ziel war.

Die Outer Banks erschienen Paul fremdartig und mystisch. Mit dem Riedgras, das die hügeligen Dünen bedeckte, und den Strandeichen, die bei der unablässigen Meeresbrise schief wuchsen, war dies ein Ort wie kein anderer. Zu Urzeiten waren

die Inseln mit dem Festland verbunden gewesen, aber nach der letzten Eiszeit hatte das Meer das unmittelbar westlich liegende Land überflutet und den Pamlico Sound gebildet. Bis in die Fünfzigerjahre gab es auf diesen Inseln keine befestigte Straße, sodass die Menschen am Strand entlangfahren mussten, um zu ihren Häusern hinter den Dünen zu gelangen. Selbst heute noch war es gang und gäbe, am Strand zu fahren, und Paul erkannte Reifenspuren auf dem festen Sand.

Der blaue Himmel kam immer wieder zum Vorschein, und trotz der dichten Wolken, die wütend dem Horizont entgegenrasten, blitzte die Sonne manchmal auf und tauchte die Welt in ein grellweißes Licht. Über dem Surren des Automotors hörte Paul das Rauschen des Ozeans.

Um diese Jahreszeit waren die Outer Banks fast menschenleer, sodass er die vor ihm liegende Straße für sich hatte. In dieser Einsamkeit wanderten seine Gedanken wieder zu Martha.

Die Scheidung war erst vor zwei Monaten amtlich geworden, aber er und Martha waren freundschaftlich auseinander gegangen. Er wusste, dass sie einen anderen Mann kennen gelernt hatte, und vermutete, dass sie ihm schon vor ihrer Trennung begegnet war, aber das war nicht wichtig. In letzter Zeit erschien ihm nichts wichtig.

Nachdem Martha ausgezogen war, drosselte Paul – wie er zunächst glaubte, vorübergehend – sein Arbeitspensum, weil er dachte, er brauche Zeit, um sein Leben neu zu ordnen. Doch ein paar Monate später nahm er nicht etwa seine alten Arbeitsgewohnheiten wieder auf, sondern reduzierte das Pensum noch mehr. Zwar trainierte er weiterhin regelmäßig, aber er las nicht mehr jeden Morgen den Finanziell der Zeitung, weil er feststellte, dass es ihn nicht mehr interessierte. So weit seine Erinnerung zurückreichte, hatte er immer nur sechs Stunden Schlaf gebraucht, doch je ruhiger sein Leben wurde, desto länger brauchte er, um sich wirklich ausgeruht zu

fühlen.

Er stellte auch körperliche Veränderungen fest. Zum ersten Mal seit Jahren spürte Paul, dass sich die Muskeln in seinen Schultern entspannten. Die Falten in seinem Gesicht, die sich im Laufe der Jahre tief eingegraben hatten, waren noch deutlich sichtbar, aber der angespannte Ausdruck, den er früher in seinem Spiegelbild gesehen hatte, war einer Art erschöpfter Melancholie gewichen.

Es hatte eine Zeit gegeben, da hatte er geglaubt, dass er *alles* erreichen konnte. Er war gelaufen und gelaufen, er hatte den Gipfel des Erfolgs erklommen, doch dann hatte er festgestellt, dass er nie dem Rat seines Vaters gefolgt war. Sein Leben lang war er weggelaufen vor etwas, und nicht auf etwas zugelaufen, und tief in seinem Herzen wusste er, dass alles vergeblich gewesen war.

Jetzt war er vierundfünfzig Jahre alt und allein in der Welt. Und während er auf den Asphalt blickte, der sich vor ihm erstreckte, konnte er nicht umhin, sich zu fragen, warum und wovor er so verbissen fortgelaufen war.

Paul näherte sich seinem Ziel. Er hatte eine Unterkunft in einer kleinen Frühstückspension nicht weit von der Hauptstraße gebucht, und als er jetzt den Ortsrand von Rodanthe erreichte, blickte er sich aufmerksam um. Der Ortskern, wenn man es denn so nennen konnte, bestand aus mehreren Geschäften, in denen es so gut wie alles zu kaufen gab. Der Supermarkt führte neben Lebensmitteln auch Eisenwaren und Angelutensilien, an der Tankstelle gab es Reifen und Autozubehör, außerdem bot ein Mechaniker seine Dienste an.

Paul brauchte nicht nach dem Weg zu fragen, sondern bog kurz darauf von der Straße ab und fuhr einen Kiesweg entlang. Als er die Pension von Rodanthe schließlich vor sich sah, fand er sie hübscher, als er sie sich vorgestellt hatte. Es war ein altes weißes Haus im Viktorianischen Stil, mit schwarzen

Fensterläden und einer einladenden Veranda. Auf dem Geländersims standen Blumentöpfe mit blühenden Stiefmütterchen, und eine amerikanische Flagge flatterte im Wind.

Paul suchte seine Sachen zusammen, warf sich die Seesäcke über die Schulter, ging die Stufen hinauf und betrat das Haus. Der Fußboden aus Kieferndielen war nach all den Jahren, in denen sandige Schuhe darüber gegangen waren, abgenutzt. Links ging es in ein gemütliches Wohnzimmer – ein heller und freundlicher Raum, denn durch zwei große Fenster zu beiden Seiten des Kamins strömte das Licht herein. Paul registrierte den Geruch von frisch gebrühtem Kaffee. Auch ein kleiner Teller mit Keksen stand für seine Ankunft bereit. Linkerhand in der Eingangshalle befand sich ein kleiner Tisch, wo man sich anmelden sollte, aber es war niemand dort. In der Ecke hingen die Zimmerschlüssel an Schlüsselanhängern, die kleine Leuchttürme darstellten. Paul trat an den Tisch und drückte auf die Klingel, um auf sich aufmerksam zu machen.

Er wartete eine Weile und klingelte dann noch einmal. Kurz darauf hörte er einen gedämpften Aufschrei, oder zumindest klang es so. Das Geräusch schien aus dem hinteren Teil des Hauses zu kommen. Paul stellte seine Sachen ab. Er ging um den Anmeldetisch herum und stieß die Schwingtür dahinter auf, die in die Küche führte. Auf der Arbeitsfläche standen drei volle Einkaufstüten.

Die Tür zur hinteren Veranda stand offen und lockte ihn in diese Richtung. Der Holzboden knarrte, als er hinaustrat. Links waren zwei Schaukelstühle mit einem kleinen Tisch zu sehen, und rechts davon entdeckte er die Frau, die den Schrei ausgestoßen hatte.

Sie stand an der Ecke der Veranda und blickte zum Meer hinaus. Wie Paul hatte sie verschossene Jeans an, doch dazu trug sie einen dicken Wollpullover mit Stehkragen. Ihr mittelbraunes Haar war zurückgesteckt, und ein paar lose

Strähnen bewegten sich im Wind. Vom Geräusch seiner Stiefel aufgeschreckt, drehte sie sich um. Ein Stück entfernt ritten ein Dutzend Seeschwalben auf den Windböen, und auf dem Geländer stand ein Kaffeebecher. Paul wandte den Blick ab, konnte aber nicht umhin, die Frau sofort wieder anzusehen. Sie weinte, aber Paul sah, dass sie hübsch war. Allerdings verriet ihm etwas in ihrer Bewegung, dass sie sich dessen nicht bewusst war. Und jedes Mal, wenn er später an diesen Augenblick zurückdachte, erinnerte er sich gleichzeitig daran, dass sie ihm dadurch umso reizvoller erschienen war.

VIER

Amanda sah ihre Mutter über den Tisch hinweg an.

Adrienne hatte aufgehört zu sprechen und sah aus dem Fenster. Es regnete nicht mehr, doch vor dem Fenster war der Himmel düster. In der Stille hörte Amanda das regelmäßige Summen des Kühlschranks.

»Warum erzählst du mir das, Mom?«

»Weil ich glaube, dass du es wissen solltest.«

»Aber warum? Ich meine, wer war denn der Mann?«

Statt zu antworten, griff Adrienne nach der Weinflasche und öffnete sie. Nachdem sie sich selbst eingegossen hatte, füllte sie auch für ihre Tochter ein Glas.

»Vielleicht brauchst du das jetzt«, sagte sie.

»Warum?«

Adrienne schob das Glas über den Tisch.

»Erinnerst du dich noch an damals, als ich nach Rodanthe gefahren bin? Als Jean gefragt hat, ob ich sie in der Pension vertreten könnte?«

Es dauerte einen Moment, bis ihre Tochter verstand.

»Du meinst, als ich noch auf der Highschool war?«

»Ja.«

Als Adrienne den Faden wieder aufnahm, griff Amanda unwillkürlich nach ihrem Weinglas und fragte sich, was das alles zu bedeuten hatte.

FÜNF

An jenem düsteren Donnerstagnachmittag stand Adrienne auf der hinteren Veranda der Pension und wärmte sich die Hände an dem Kaffeebecher. Sie blickte auf das Meer hinaus und stellte fest, dass der Wellengang stärker war als noch eine Stunde zuvor. Das Wasser hatte die Farbe von Eisen, wie der Rumpf eines alten Schiffes, und bis zum Horizont sah Adrienne kleine Schaumkronen auf den Wellen tanzen.

Im Grunde wünschte sie sich, sie wäre nie hergekommen. Sie vertrat ihre Freundin in der Pension und hatte gehofft, es wäre eine gute Ablenkung für sie. Doch im Moment glaubte sie eher, dass es ein Fehler gewesen war. Zum einen machte das Wetter nicht mit – den ganzen Tag über war im Radio vor dem Sturm gewarnt worden, der aus Nordosten näher kam. Die Aussicht, dass der Strom ausfiel oder sie sich zwei Tage im Haus verkriechen musste, behagte ihr gar nicht. Doch schlimmer noch war, dass der Anblick des Strandes trotz des bedrohlichen Wetters Erinnerungen an viele schöne Familienferien wachrief, an glückliche Tage, als sie mit sich und der Welt noch zufrieden gewesen war.

Lange Zeit hatte Adrienne sich für einen glücklichen Menschen gehalten. Sie hatte Jack kennen gelernt, als er im ersten Jahr Jura studierte. Damals galten sie als das perfekte Paar – er war groß und schlank und hatte schwarz gewelltes Haar. Sie war brünett mit blauen Augen und um einiges schlanker als jetzt. Ihr Hochzeitsfoto hatte gut sichtbar direkt über dem Kamin gehangen. Ihr erstes Kind wurde geboren, als sie achtundzwanzig war, und in den nächsten drei Jahren bekam sie noch zwei Kinder. Wie anderen Frauen auch fiel es ihr schwer, nach den Geburten ihr altes Gewicht wiederzuerlangen, doch sie bemühte sich und fand, dass sie schließlich wieder eine recht attraktive Figur hatte.

Und Adrienne war glücklich. Sie kochte sehr gern, und sie

hielt das Haus in Schuss. Sonntags ging die ganze Familie zum Gottesdienst, und Adrienne gab sich Mühe, für sich und ihren Mann einen Freundeskreis zu schaffen. Als die Kinder zur Schule kamen, meldete sie sich als freiwillige Helferin in ihren Klassen. Sie ging zu den Elternabenden und half im Kindergottesdienst mit, und wenn bei Ausflügen Mütter mit Autos gesucht wurden, war sie die erste, die sich anbot.

Sie besuchte Klavier-Vorspielabende und Theateraufführungen in der Schule, ging zu Baseball- und Footballspielen, brachte ihren Kindern das Schwimmen bei und freute sich über deren erstaunte Gesichter, als sie das erste Mal Disney-World besuchten. Zu ihrem vierzigsten Geburtstag organisierte Jack eine Überraschungsparty in ihrem Club, zu der fast zweihundert Gäste kamen. Es war ein fröhlicher Abend, doch später, als sie nach Hause kamen, fiel Adrienne auf, dass Jack ihr nicht beim Ausziehen zusah. Stattdessen löschte er das Licht, obwohl er, dessen war sie sicher, gar nicht so schnell einschlafen konnte, wie er vorgab.

Rückblickend dachte sie, sie hätte darin ein erstes Anzeichen dafür erkennen können, dass etwas in ihrer Ehe nicht stimmte. Doch mit den drei Kindern und dem Haushalt hatte sie zu viel zu tun, um sich lange darüber zu wundern. Außerdem fand sie es nicht unnormale, dass ihre Leidenschaft füreinander vorübergehend nachlassen konnte. Sie war lange genug verheiratet, um das begriffen zu haben. Sie nahm an, die Leidenschaft würde irgendwann neu entflammen, schließlich hatten sie solche Phasen auch früher schon erlebt. Aber diesmal entflammte sie nicht neu. Als Adriennes einundvierzigster Geburtstag nahte, war sie ziemlich besorgt um ihre Ehe und suchte in der Selbsthilfe-Abteilung der Buchhandlung nach Büchern mit Ratschlägen, wie sie ihrer Ehe neuen Schwung verleihen konnte. Manchmal sehnte sie sich jedoch auch nach einer Zeit in der Zukunft, wenn das Leben ruhiger werden würde. Sie stellte sich vor, wie es sein würde, Großmutter zu

werden, oder was sie und Jack tun würden, wenn sie wieder mehr Zeit füreinander hätten. Vielleicht würde ihre Beziehung dann wieder so werden wie früher.

Ungefähr zu der Zeit musste es gewesen sein, dass sie Jack mit Linda Gaston in einem Restaurant sitzen sah. Sie wusste, dass Linda für Jacks Kanzlei in einer Dependence in Greensboro arbeitete. Obwohl Linda auf Eigentumsrecht spezialisiert und Jack im Allgemeinen Strafrecht tätig war, wusste Adrienne, dass sie sich gelegentlich über ihre Fälle austauschen mussten.

Deshalb war sie nicht überrascht, die beiden zusammen zu sehen. Linda war zwar keine enge Freundin, aber sie war häufig in ihrem Haus zu Gast gewesen, und sie hatten sich immer gut verstanden, obwohl Linda zehn Jahre jünger und unverheiratet war. Erst als Adrienne das Restaurant betrat, fiel ihr auf, wie zärtlich die beiden sich anblickten. Und plötzlich wusste sie mit Sicherheit, dass sie sich unter dem Tisch an den Händen hielten.

Einen Moment lang stand Adrienne wie angewurzelt da, doch statt die beiden zur Rede zu stellen, verließ sie das Lokal, bevor Jack und Linda sie bemerkten.

Weil sie das, was sie gesehen hatte, nicht wahrhaben wollte, bereitete sie Jack an jenem Abend sein Lieblingsessen zu und sagte nichts. Sie tat so, als hätte sie nichts gesehen, und nach einer Weile gelang es ihr, sich selbst davon zu überzeugen, dass ihre Vermutung falsch gewesen war. Vielleicht ging es Linda nicht gut, und Jack hatte sie getröstet. Das würde zu ihm passen. Oder vielleicht war es auch nur eine flüchtige Faszination gewesen, die zu nichts Weiterem geführt hatte, eine Liebesgeschichte, die sich nur in der Fantasie der beiden abgespielt hatte.

Aber es kam anders. Mit ihrer Ehe ging es immer weiter bergab, und innerhalb weniger Monate bat Jack Adrienne, in die Scheidung einzuwilligen. Er habe sich in Linda verliebt,

sagte er. Das sei nicht absichtlich geschehen, und er hoffe, dass sie, Adrienne, es verstehen würde. Sie verstand es nicht und sagte das auch, doch als ihr zweiundvierzigster Geburtstag vorbei war, zog Jack aus.

Inzwischen waren drei Jahre vergangen, Jack hatte ein neues Leben begonnen, aber Adrienne sah sich dazu nicht imstande. Sie hatten das gemeinsame Sorgerecht für die Kinder, aber es existierte nur auf dem Papier. Jack wohnte jetzt in Greensboro, und die dreistündige Fahrt dorthin bedeutete, dass die Kinder meistens bei ihr waren. Im Grunde war sie dankbar dafür, aber die Aufgabe, die Kinder allein großzuziehen, brachte sie fast täglich an ihre Grenzen. Abends sank Adrienne erschöpft ins Bett, konnte aber nicht schlafen, weil ihr unaufhörlich Fragen im Kopf herumschwirrten. Sie sprach zwar mit niemandem darüber, doch manchmal stellte sie sich vor, was sie sagen würde, wenn Jack plötzlich vor der Tür stehen und fragen würde, ob sie sich wieder mit ihm versöhnen wollte. Wahrscheinlich würde sie Ja sagen – und sie verabscheute sich selbst dafür.

Sie wollte nicht so leben, wie sie es jetzt tat. Sie hatte weder darum gebeten noch damit gerechnet. Und sie hatte es ihrer Meinung nach auch nicht verdient. Sie hatte sich an die Regeln gehalten. Achtzehn Jahre lang war sie treu gewesen. Sie hatte darüber hinweggesehen, wenn Jack zu viel trank, sie hatte ihm Kaffee gebracht, wenn er spät abends noch arbeiten musste, sie hatte sich nie beklagt, wenn er am Wochenende Golf spielen ging, statt mit den Kindern etwas zu unternehmen.

Ging es ihm nur um Sex? Sicher, Linda war jünger und hübscher, aber war ihm das wirklich so wichtig, dass er alles andere in seinem Leben dafür aufgab? Bedeuteten ihm die Kinder nichts? Bedeutete sie ihm nichts? Zählten die achtzehn gemeinsamen Jahre nicht? Er konnte ihr auch nicht vorwerfen, dass sie das körperliche Interesse an ihm verloren hätte. In den letzten zwei Jahren war sogar immer sie diejenige gewesen, die

den ersten Schritt gemacht hatte, wenn sie miteinander schliefen. Wenn sein Bedürfnis stärker war, warum war er dann nicht zu ihr gekommen?

Oder lag es daran, dass er sie langweilig fand?, fragte sie sich oft. Zugegeben, sie waren so lange verheiratet gewesen, dass es nicht mehr viel Neues zu erzählen gab. Im Laufe der Jahre waren die meisten Geschichten in leicht abgeänderten Versionen immer wieder erzählt worden, sodass beide schon nach den ersten Worten das Ende vorwegnehmen konnten. Stattdessen unterhielten sie sich über das, worüber die meisten Paare – so vermutete sie wenigstens – sprachen: Sie fragte ihn nach seiner Arbeit, er fragte sie nach den Kindern, und sie erzählten sich die neuesten Vorkommnisse, die es in der Familie oder in der Stadt gegeben hatte. Zuweilen wünschte sich Adrienne selbst, dass es interessanteren Gesprächsstoff gäbe. Und begriff er denn nicht, dass er in wenigen Jahren mit Linda an den gleichen Punkt gelangen würde?

Es war nicht fair. Auch ihre Freundinnen hatten so etwas angedeutet, und Adrienne nahm deshalb an, dass sie auf ihrer Seite waren. Allerdings zeigten sie es auf merkwürdige Weise, fand sie. Vor einem Monat war sie bei einem Paar, das sie schon seit Jahren kannte, zu einer Weihnachtsfeier eingeladen gewesen – und dann traf sie unter den Gästen ausgerechnet Jack und Linda. So war das Leben in einer Kleinstadt im Süden, die Menschen vergaßen schnell, aber Adrienne konnte nicht anders, sie fühlte sich betrogen.

Doch es waren nicht nur der Schmerz und das Gefühl, betrogen worden zu sein, es war auch die Einsamkeit, die ihr zu schaffen machte. Seit Jack ausgezogen war, hatte sie keine einzige Verabredung mit einem Mann gehabt. Rocky Mount war nicht gerade ein heißes Pflaster für unverheiratete Männer von Mitte vierzig, und die Männer, die nicht verheiratet waren, erregten nicht unbedingt Adriennes Interesse. Die meisten waren sicher nicht unkompliziert, und Adrienne sah sich

außerstande, sich noch zusätzliche Probleme aufzubürden. Als sie innerlich wieder bereit war, sich mit einem Mann zu verabreden, machte sie im Stillen eine Liste mit den Eigenschaften, die ein Mann für sie idealerweise haben sollte. Sie wünschte sich einen intelligenten, freundlichen, attraktiven Mann, doch wichtiger noch war ihr jemand, der akzeptieren konnte, dass sie drei Kinder im Teenageralter zu erziehen hatte. Dies konnte ein Hindernis sein, aber da ihre Kinder ziemlich selbstständig waren, glaubte Adrienne, dass die meisten Männer sich davon nicht entmutigen lassen würden.

Doch da hatte sie sich mächtig getäuscht.

In den letzten drei Jahren war sie nicht ein einziges Mal mit einem Mann ausgegangen, und inzwischen glaubte sie auch nicht mehr, dass es dazu kommen würde. Jack dagegen, der hatte es gut. Er konnte seine Morgenzeitung neben einer neuen Frau lesen, aber ihr, Adrienne, war so etwas nicht beschieden.

Und dazu kamen natürlich die finanziellen Sorgen.

Jack hatte ihr das Haus überlassen und kam seinen Unterhaltsverpflichtungen pünktlich nach, aber das Geld reichte trotzdem nicht. Zwar hatte Jack während ihrer Ehe gut verdient, aber sie hatten nicht genügend gespart. Wie viele andere Paare auch hatten sie jahrelang fast alles sofort wieder ausgegeben. Sie kauften neue Autos und fuhren in die Ferien, und als es die ersten Fernsehgeräte mit Großbildschirmen gab, waren Jack und Adrienne die Ersten in der Nachbarschaft, die sich eins anschafften. Adrienne hatte immer geglaubt, Jack würde für die Zukunft versorgen, da er sich um die Finanzen kümmerte. Wie sich jedoch herausstellte, hatte er das nicht getan, sodass sie eine Teilzeitarbeit in der Bibliothek annehmen musste. Doch alles in allem war sie weniger um sich und die Kinder besorgt als um ihren Vater.

Im Jahr nach der Scheidung hatte ihr Vater einen Schlaganfall gehabt, auf den in kurzen Abständen drei weitere folgten. Das bedeutete, dass er jetzt rund um die Uhr versorgt

werden musste. Das Pflegeheim, das Adrienne für ihn gefunden hatte, war vorzüglich, aber da sie seine einzige Tochter war, musste sie allein die Kosten dafür tragen. Mit dem Geld aus ihrer Abfindung waren die Zahlungen noch für ein Jahr gesichert, aber sie wusste nicht, wie es danach weitergehen sollte. Schon jetzt konnte sie keinen Cent von dem, was sie in der Bibliothek verdiente, zurücklegen. Jean, die sie gebeten hatte, sie in der Pension zu vertreten, weil sie selbst verreisen musste, ahnte offenbar, dass Adrienne finanzielle Sorgen hatte. Deshalb hatte sie ihr viel mehr Geld für Einkäufe dagelassen als nötig. In einem Begleitbrief bat sie Adrienne, das übrige Geld als Gegenleistung für ihre Hilfe zu behalten. Obwohl Adrienne dankbar dafür war, hatte sie doch das Gefühl, Almosen von ihrer Freundin zu empfangen, und war in ihrem Stolz verletzt.

Doch nicht nur in finanzieller Hinsicht war sie wegen ihres Vaters bekümmert. Manchmal hatte sie das Gefühl, dass er der einzige Mensch war, der zu ihr hielt, und sie brauchte ihn, gerade jetzt. Die Zeit, die sie bei ihm verbrachte, war für sie eine Art Flucht, und der Gedanke, dass ihre Stunden mit ihm gezählt sein könnten, machte ihr Angst.

Wie würde es mit ihm weitergehen? Wie würde es mit *ihr* weitergehen?

Adrienne lehnte sich an die Verandabrüstung, schüttelte den Kopf und verscheuchte die Fragen. Sie wollte darüber nicht nachdenken, nicht jetzt. Jean hatte gesagt, es gebe nicht viel zu tun – sie hatte nur eine Reservierung –, und Adrienne hoffte, dass der Aufenthalt am Meer Klarheit in ihre Gedanken bringen würde. Sie wollte am Strand spazieren gehen und ein oder zwei Bücher lesen, die seit Monaten auf ihrem Nachttisch gelegen hatten. Sie wollte die Füße hochlegen und den Delfinen beim Spiel in den Wellen zusehen.

Sie hatte gehofft, Entspannung zu finden, doch auch hier, auf der Veranda der von der Meeresluft verwitterten Pension in

Rodanthe, spürte sie eine große Bedrückung. Ihre Jugend war vorbei, sie war allein, und die Arbeit wuchs ihr über den Kopf. Ihre Kinder befanden sich gerade in einem schwierigen Alter, ihr Vater war sehr krank, und sie wusste einfach nicht, wie sie alles bewältigen sollte.

Und so kamen ihr die Tränen. Kurz darauf, als sie die Schritte hinter sich hörte, drehte sie sich um und sah Paul Flanner zum ersten Mal.

Paul hatte schon oft Menschen weinen sehen, Tausende von Malen, aber das war immer in der sterilen Umgebung eines Warteraums im Krankenhaus gewesen, wenn er gerade von einer Operation kam und noch seinen OP-Kittel trug. Der grüne Kittel hatte ihm als eine Art Schild gegen die persönlichen und emotionalen Anforderungen seiner Arbeit gedient. Nicht ein einziges Mal waren ihm selbst die Tränen gekommen, wenn er mit den Menschen sprach, und von den Gesichtern derjenigen, die sich von ihm positive Antworten erhofften, war ihm nicht eines haften geblieben. Er war nicht etwa stolz darauf, aber damals entsprach es seinem Wesen.

Doch in dem Moment, da er in die rot geränderten Augen der Frau auf der Veranda blickte, kam er sich wie ein Eindringling auf unvertrautem Gebiet vor. Instinktiv wollte er das bewährte Abwehrverhalten einsetzen, doch etwas in ihrem Blick machte ihm das unmöglich. Vielleicht war es auch der Ort oder die Tatsache, dass die Frau allein war – was immer es war, das plötzliche Mitleid, das in ihm aufstieg, war ein ihm fremdes Gefühl, das ihn unvorbereitet überkam.

Adrienne hatte den Gast erst viel später erwartet und versuchte nun, ihre Verlegenheit darüber, dass er sie in diesem Zustand antraf, zu verbergen. Sie rang sich ein Lächeln ab, tupfte sich die Augen trocken und tat so, als wäre es der Wind, der ihr die Tränen hineingetrieben hatte.

Dabei konnte sie jedoch ihren Blick nicht von ihm

abwenden.

Es muss an seinen Augen liegen, dachte sie. Sie waren hellblau, so hell, dass sie fast durchsichtig erschienen, aber darin lag war eine Intensität, wie Adrienne sie nie zuvor bei einem anderen Menschen bemerkt hatte.

Er kennt mich, dachte sie plötzlich, oder er könnte mich kennen, wenn ich ihn ließe.

So schnell dieser Gedanke gekommen war, so schnell vertrieb sie ihn wieder, denn er kam ihr lächerlich vor. Nein, entschied sie, an dem Mann war nichts Ungewöhnliches. Er war lediglich der Gast, den Jean ihr angekündigt hatte, und da sie nicht am Empfangstisch gesessen hatte, hatte er nach ihr gesucht, das war alles. Jetzt musterte sie ihn, so wie Fremde sich gegenseitig musterten.

Er war nicht so groß wie Jack – vielleicht einen Meter fünfundsiebzig –, aber schlank und durchtrainiert, wie jemand, der täglich Sport trieb. Er trug einen teuren Pullover, der nicht zu seinen ausgebleichen Jeans passte, doch irgendwie trug er ihn so, dass er passend erschien. Der Mann hatte ein kantiges Gesicht und Falten auf der Stirn, die von jahrelanger angestrenzter Konzentration zeugten. Sein graues Haar war kurz geschnitten, und an seinen Schläfen wurde es stellenweise weiß. Adrienne schätzte ihn auf Mitte fünfzig.

In dem Moment schien Paul zu merken, dass er sie unverwandt ansah, und senkte den Blick. »Entschuldigung«, murmelte er, »ich wollte nicht stören.« Er deutete über seine Schulter. »Ich warte drinnen. Lassen Sie sich Zeit.«

Adrienne schüttelte den Kopf. »Nein, ich komme schon. Ich wollte sowieso gerade hineingehen.« Ihre Blicke begegneten sich erneut. Seine Augen wirkten jetzt sanfter, und sie hatte den Eindruck, dass er an etwas Trauriges dachte und versuchte, es zu verdrängen. Adrienne griff nach ihrem Kaffeebecher, was ihr einen Grund gab, sich abzuwenden.

Paul hielt die Tür auf, aber sie bedeutete ihm mit einem

Nicken, dass er vorgehen solle. Als er vor ihr her durch die Küche und zum Empfangstisch ging, wurde sich Adrienne plötzlich bewusst, dass ihr Blick über seinen sportlichen Körper wanderte. Sie errötete leicht. Was war bloß in sie gefahren? Adrienne trat hinter den Tisch. Im Reservierungsbuch suchte sie seinen Namen, dann sah sie auf.

»Sie sind Paul Flanner, stimmt's? Sie wollen fünf Nächte bleiben, bis Dienstagmorgen?«

»Ja.« Er zögerte. »Kann ich wohl ein Zimmer mit Blick aufs Meer haben?«

Adrienne zog ein Anmeldeformular hervor.

»Natürlich. Sie können jedes Zimmer im ersten Stock haben, Sie sind an diesem Wochenende der einzige Gast.«

»Welches würden Sie empfehlen?«

»Sie sind alle schön, aber ich an Ihrer Stelle würde das blaue Zimmer nehmen.«

»Das blaue Zimmer?«

»Es hat die dunkelsten Vorhänge. Wenn Sie das gelbe oder das weiße Zimmer nehmen, wachen Sie beim Morgengrauen auf. Die Jalousien nutzen nicht viel, und die Sonne geht ziemlich früh auf. Die Zimmer zeigen alle Richtung Osten.« Adrienne schob ihm das Formular zu und legte den Stift daneben. »Würden Sie bitte hier unterschreiben?«

»Selbstverständlich.«

Adrienne sah zu, wie Paul unterschrieb, und fand, dass seine Hände das passende Gegenstück zu seinem Gesicht waren. Die Fingerknöchel waren ausgeprägt, wie bei einem älteren Mann, aber die Bewegungen der Hände waren präzise und gemessen. Ihr fiel auf, dass er keinen Ehering trug – nicht, dass das von Bedeutung gewesen wäre.

Paul legte den Stift hin, und Adrienne nahm das Formular in die Hand, um zu prüfen, ob er es vollständig ausgefüllt hatte. Als Adresse hatte er die seines Anwalts in Raleigh angegeben. Adrienne nahm einen Schlüssel vom Brett, zögerte einen

Moment und ergriff dann zwei weitere.

»Also gut, das wäre alles«, sagte sie. »Wollen Sie jetzt Ihr Zimmer sehen?«

»Ja, bitte.«

Als sie um den Tisch herumkam und zur Treppe ging, trat Paul zurück. Er nahm seine Seesäcke hoch und ging hinter Adrienne her. Am Fuß der Treppe wartete sie, bis er bei ihr war. Sie zeigte ins Wohnzimmer.

»Ich habe Kaffee und Kekse hingestellt. Den Kaffee habe ich vor einer Stunde gemacht, ich hoffe, man kann ihn noch trinken.«

»Das ist nett. Vielen Dank.«

Oben an der Treppe drehte Adrienne sich um. Ihre Hand lag auf dem Geländer. Im Obergeschoss gab es vier Zimmer: eins zur Straße und drei mit Blick aufs Meer. An den Türen standen keine Nummern, sondern Namen: Bodie, Hatteras und Cape Lookout. Paul erkannte, dass dies die Namen der Leuchttürme auf den Outer Banks waren.

»Sie können sich eins aussuchen«, sagte Adrienne. »Ich habe alle drei Schlüssel dabei, falls Ihnen eins der anderen besser gefällt.«

Paul ließ seinen Blick über die Türen wandern. »Welches ist das blaue Zimmer?«

»Ach, ich nenne es nur so. Jean nennt es die Bodie Suite.«

»Jean?«

»Sie ist die Besitzerin. Ich vertrete sie nur, solange sie verreist ist.«

Die Riemen der Seesäcke schnitten Paul in die Schulter, und er verschob sie.

Währenddessen schloss Adrienne die Tür auf. Sie ließ ihn an sich vorbei und spürte, wie einer der Säcke ihr Bein streifte.

Paul sah sich um. Das Zimmer war so, wie er es sich vorgestellt hatte: einfach und sauber, aber stilvoller als ein Zimmer in einem normalen Strandmotel. Beim Fenster stand

ein Himmelbett, daneben ein Nachttisch. Der Ventilator unter der Decke drehte sich so langsam, dass es nur einen geringen Luftzug gab.

Neben einem großen Bild, das den Leuchtturm von Bodie darstellte, war eine Tür, die, so vermutete Paul, ins Bad führte. An der Wand dem Bett gegenüber stand eine alte Kommode, die so aussah, als hätte sie schon seit der Erbauung des Hauses an diesem Platz gestanden.

Außer den Möbeln war so gut wie alles in dem Raum in verschiedenen Blautönen gehalten: der Flickenteppich auf dem Fußboden hatte die Farbe von einem blassblauen Vogelei, der Bettüberwurf und die Vorhänge waren marineblau, die Lampe auf dem Nachttisch glänzte mittelblau wie der Lack an einem neuen Auto. Die Kommode und der Nachttisch waren mattweiß gestrichen und mit Ozeanmotiven bemalt. Sogar das Telefon war blau und kam Paul vor wie ein Spielzeug.

»Was meinen Sie?«

»Kein Zweifel, es ist blau«, sagte er.

»Möchten Sie die anderen Zimmer sehen? Ich habe die Schlüssel hier.«

Paul setzte die Seesäcke ab und sah aus dem Fenster.

»Nein, das hier ist in Ordnung. Meinen Sie, ich könnte das Fenster öffnen? Es ist ein bisschen stickig hier drinnen.«

»Selbstverständlich.«

Paul löste den Verschluss und machte Anstalten, das Fenster nach oben zu schieben, aber die Holzrahmen waren so oft gestrichen worden, dass es nach wenigen Zentimetern stecken blieb. Als Paul sich mit aller Kraft bemühte, es höher zu drücken, sah Adrienne, wie sich die kräftigen Muskeln in seinen Unterarmen spannten.

Sie räusperte sich.

»Übrigens ist es so, dass ich die Pension zum ersten Mal allein hüte«, sagte sie. »Ich war schon oft hier, aber immer nur mit Jean zusammen. Sie sollten mir also gleich Bescheid

geben, wenn etwas fehlt.«

Paul drehte sich um. Er stand mit dem Rücken zum Fenster, sodass sein Gesicht im Schatten lag und die Züge nicht zu erkennen waren.

»Viel werde ich nicht brauchen«, sagte er. »Meine Ansprüche sind nicht besonders hoch.«

Adrienne lächelte und zog den Schlüssel aus dem Schloss. »Na gut. Es gibt noch ein paar Dinge, die Sie wissen sollten. Jean hat extra eine Liste gemacht. Unter dem Fenster ist ein Heizgerät, das Sie nur anzustellen brauchen. Es hat zwei Stufen, und am Anfang gibt es so ein Klicken von sich, aber das hört nach ein paar Minuten auf. Im Bad liegen saubere Handtücher. Wenn Sie mehr brauchen, sagen Sie mir einfach Bescheid. Und bei der Dusche muss man zwar sehr lange warten, aber irgendwann kommt heißes Wasser.«

Adrienne sah, dass Paul lächelte, und fuhr fort: »Und wenn nicht noch andere Gäste kommen – womit ich nicht rechne, bei dem Sturm, es sei denn, jemand kommt hier nicht mehr weg –, können wir essen, wann es Ihnen passt. Normalerweise serviert Jean das Frühstück um acht und das Abendessen um sieben, aber wenn Sie zu tun haben, sagen Sie einfach Bescheid, und wir essen früher oder später. Oder ich kann Ihnen etwas zum Mitnehmen fertig machen.«

»Danke.«

Adrienne schwieg und überlegte, ob sie etwas vergessen hatte. Dann fiel es ihr ein.

»Ach, ja, noch etwas. Wenn Sie telefonieren wollen – normalerweise kann man nur Ortsgespräche führen. Für Ferngespräche müssen Sie eine Telefonkreditkarte benutzen oder ein R-Gespräch anmelden, und das geht über die Vermittlung.«

»Ist gut.«

Sie verharrte einen Moment in der Tür. »Möchten Sie sonst noch etwas wissen?«

»Ich glaube nicht. Außer natürlich dem Naheliegenden.«

»Was ist das?«

»Sie haben mir Ihren Namen nicht genannt.«

Sie legte den Schlüssel auf die Kommode und lächelte. »Ich bin Adrienne. Adrienne Willis.«

Paul kam auf sie zu und gab ihr zu ihrer Überraschung die Hand.

»Es freut mich, Sie kennen zu lernen, Adrienne.

SECHS

Paul war nach Rodanthe gekommen, weil Robert Torrelson ihn darum gebeten hatte. Und während er seine Sachen auspackte und in die Schubladen legte, fragte er sich, was Robert ihm sagen wollte oder ob er erwartete, dass hauptsächlich Paul sprechen würde.

Jill Torrelson hatte ihn wegen eines gutartigen Gesichtstumors konsultiert. Es war keine lebensbedrohliche Geschwulst, aber sie war, milde ausgedrückt, unansehnlich. Der Tumor erstreckte sich auf der rechten Gesichtshälfte von der Nasenwurzel über die Wange und bildete eine knollenartige, purpurfarbene Masse. Dort, wo sich im Laufe der Jahre eitrige Stellen gebildet hatten, war sie teilweise vernarbt. Paul hatte Dutzende von Patienten mit Gesichtstumoren operiert, und von vielen hatte er anschließend Briefe erhalten, in denen sie sich für seine Hilfe bedankten.

Tausende von Malen hatte er darüber nachgegrübelt, aber er wusste immer noch nicht, warum Jill gestorben war. Auch die Wissenschaft konnte keine Antwort liefern. Die Obduktion der Patientin hatte keinen Aufschluss gegeben, die Todesursache wurde nicht festgestellt. Zunächst nahm man an, dass eine Embolie zum Tod der Patientin geführt hatte, doch gab es darauf keinen medizinischen Hinweis. Dann ging man der Frage nach, ob die Patientin eine allergische Reaktion auf das Narkosemittel und die nach dem Eingriff verabreichten Medikamente gehabt hatte, aber auch das wurde letztlich ausgeschlossen. Desgleichen konnte auch Paul keine mangelnde Sorgfalt nachgewiesen werden: Die Operation war problemlos verlaufen, und die gründliche Untersuchung des Gerichtsmediziners hatte weder Abweichungen von der normalen Vorgehensweise ergeben noch irgendwelche Erklärungen für den Tod der Patientin geliefert.

Die Videoaufnahme bestätigte das Ergebnis. Weil es sich um

einen typischen Fall von einem Gesichtstumor handelte, war zu Lehrzwecken eine Videoaufzeichnung von der Operation gemacht worden. Die Leiter der chirurgischen Abteilung des Krankenhauses sowie eine Delegation von drei Chirurgen aus einem anderen Bundesstaat sahen sich diese Aufzeichnungen an. Auch dabei wurde nichts Auffälliges entdeckt.

In der Patientenakte waren einige medizinische Befunde vermerkt. Jill Torrelson war übergewichtig und litt unter Arterienverdickung, was wahrscheinlich irgendwann eine Bypass-Operation erforderlich gemacht hätte. Sie hatte Diabetes und, als langjährige Raucherin, ein beginnendes Emphysem, doch auch diese Befunde waren zum Zeitpunkt der Operation nicht als lebensbedrohlich angesehen worden und konnten ihren Tod nicht hinreichend erklären.

Es schien, als habe der liebe Gott Jill Torrelson ohne einen besonderen Grund zu sich gerufen.

Wie andere Menschen in seiner Situation es auch tun, hatte Robert Torrelson auf einen Kunstfehler geklagt und Schadenersatz gefordert. Paul, das Krankenhaus und der Narkosearzt wurden als die Beklagten genannt. Paul war wie die meisten Chirurgen durch eine Berufshaftpflichtversicherung geschützt. Gemäß der üblichen Gepflogenheiten bekam er die Anweisung, nicht ohne seinen Anwalt mit Robert Torrelson zu sprechen, und auch dann nur bei seiner eigenen Vernehmung, bei der Robert Torrelson anwesend sein würde.

Der Fall war seit einem Jahr anhängig. Robert Torrelsons Anwalt hatte den Obduktionsbericht erhalten und einem weiteren unabhängigen Chirurgen die Videoaufnahme zur Begutachtung vorgeführt. Gleichzeitig machten die Anwälte der Versicherungsgesellschaft und des Krankenhauses etliche Eingaben mit dem Ziel, den Prozess in die Länge zu ziehen und die Kosten in die Höhe zu treiben, woraufhin Torrelsons Anwalt seinem Klienten vorführte, in welcher aussichtslosen Lage

er geraten war. Obwohl die Anwälte der Versicherungsgesellschaft es nicht deutlich aussprachen, erwarteten sie doch, dass Robert Torrelson irgendwann aufgeben würde.

Das Verfahren ähnelte den wenigen anderen, die im Laufe der Jahre gegen Paul Flanner angestrengt worden waren, mit dem einzigen Unterschied, dass Paul in diesem Fall – zwei Monate lag das nun zurück – einen persönlichen Brief von Robert Torrelson erhalten hatte.

Er kannte den Wortlaut, ohne den Brief vor sich zu haben.

*Sehr geehrter Dr. Flanner,
ich möchte mit Ihnen persönlich sprechen. Es ist mir sehr
wichtig. Bitte.*

Robert Torrelson

Unten auf die Seite hatte er seine Adresse geschrieben.

Nachdem Paul den Brief gelesen hatte, zeigte er ihn seinen Anwälten, die ihn bedrängten, die Bitte zu ignorieren. Auch seine früheren Kollegen im Krankenhaus rieten ihm das. Es sei besser, den Brief nicht zu beachten, sagten sie. Wenn das *Ganze* vorbei sei, könnten sie immer noch ein Treffen vereinbaren, falls Torrelson es wolle.

Aber die schlichte Bitte mit Robert Torrelsons ordentlicher Unterschrift hatte Paul berührt, und er beschloss, den Ratschlägen seiner Kollegen nicht zu folgen.

Er war zu dem Schluss gekommen, dass er schon zu viel Menschliches im Leben nicht beachtet hatte.

Paul zog das Jackett an, verließ das Haus und ging zu seinem Wagen. Er nahm die Ledertasche mit seinen Papieren vom Beifahrersitz, ging jedoch nicht wieder ins Haus, sondern seitlich daran vorbei.

Auf der Strandseite piffte ein kalter Wind. Paul blieb stehen und zog sich den Reißverschluss an seiner Jacke zu. Er

klemmte sich die Ledermappe unter den Arm, steckte die Hände in die Taschen und senkte den Kopf. Auf seinen Wangen spürte er die Brise.

Der Himmel erinnerte ihn an den in Baltimore vor einem Schneesturm, der die Welt in verschiedene Töne von verwaschenem Grau tauchte. In der Ferne sah er einen Pelikan tief über das Wasser gleiten. Die Flügel bewegungslos ausgestreckt, ließ er sich vom Wind tragen. Paul fragte sich, wo der Vogel Schutz suchen würde, wenn der Sturm seine ganze Kraft entfaltete.

Am Wasser blieb Paul stehen. Die Wellen rollten aus zwei Richtungen heran und bildeten dort, wo sie zusammenprallten, Schaumkronen. Die Luft war feucht und kühl. Paul blickte über die Schulter zurück und sah das gelbe Licht in der Küche der Pension und Adriennes Gestalt, die wie ein Schatten am Fenster vorbeihuschte und dann aus seinem Blick verschwand.

Am nächsten Morgen würde er versuchen, mit Robert Torrelson zu sprechen. Der Sturm war für den Nachmittag angekündigt und würde wahrscheinlich das ganze Wochenende über toben, also konnte Paul Torrelson dann nicht aufsuchen. Aber er wollte auch nicht bis Montag warten. Sein Flug ging am Dienstagnachmittag von Dulles, und er durfte nicht später als neun in Rodanthe aufbrechen.

Paul war noch nie in Rodanthe gewesen, aber er glaubte, dass er nicht lange brauchen würde, um Torrelsons Haus zu finden. Die Stadt, so vermutete er, bestand aus nicht mehr als einem Dutzend Straßen, so dass er den Ort in kurzer Zeit der Länge nach durchmessen könnte.

Paul drehte sich um und ging wieder zum Haus. In dem Moment sah er noch einmal Adriennes Schatten am Fenster.

Es war ihr Lächeln. Ihr Lächeln gefiel ihm.

Am Fenster stehend beobachtete Adrienne, wie Paul Flanner vom Strand wieder zum Haus kam.

Sie war dabei, die Lebensmittel auszupacken, und versuchte,

sie in den richtigen Schränken zu verstauen. Am frühen Nachmittag hatte sie eingekauft, was Jean aufgeschrieben hatte, doch jetzt fragte sie sich, ob sie hätte warten sollen, bis Paul eingetroffen war. Womöglich hatte er irgendwelche speziellen Wünsche.

Sein Besuch beschäftigte sie. Jean hatte ihr erzählt, er habe vor sechs Wochen angerufen und sie habe ihm gesagt, dass die Pension von Neujahr bis April geschlossen sei. Darauf habe er ihr angeboten, den doppelten Zimmerpreis zu bezahlen, wenn sie die Pension eine Woche länger geöffnet lassen würde.

Er machte keine Ferien, dessen war sie sich sicher. Nicht nur, weil Rodanthe im Winter kein beliebtes Ferienziel war, sondern auch, weil Paul Flanner nicht der Typ zu sein schien, der gern Urlaub machte. Bei der Anmeldung hatte er sich zudem nicht verhalten wie jemand, der ein paar Tage Ruhe und Erholung suchte.

Da er jedoch auch nicht davon gesprochen hatte, dass er Verwandte besuchen wollte, war er vermutlich geschäftlich hier. Doch auch das ergab keinen Sinn. Abgesehen von der Fischerei und dem Tourismus gab es keine Wirtschaftsunternehmen in Rodanthe, und ohnehin waren die meisten Geschäfte während des Winters geschlossen – außer denen natürlich, die die Versorgung der hier lebenden Bevölkerung gewährleisteten.

Adrienne dachte immer noch darüber nach, als sie hörte, wie er sich vor der Tür den Sand von den Füßen klopfte.

Einen Moment später öffnete sich quietschend die hintere Tür, und Paul kam in die Küche. Während er sich die Jacke abstreifte, fiel ihr auf, dass seine Nasenspitze rot geworden war.

»Ich glaube, der Sturm kommt näher«, sagte er. »Seit heute Morgen ist es bestimmt schon ein paar Grad kälter geworden.«

Adrienne stellte einen Karton mit Croutons in den Schrank und blickte über die Schulter zu ihm hinüber.

»Ich weiß. Ich habe die Heizung höher gestellt. Dieses Haus ist nicht sehr wetterfest gebaut, und der Wind zieht überall durch die Ritzen. Es tut mir Leid, dass Sie kein besseres Wetter erwischt haben.«

Paul rieb sich die Arme. »Nicht so wichtig. Ist noch Kaffee da? Ich könnte jetzt eine Tasse gebrauchen, zum Aufwärmen.«

»Der schmeckt jetzt wohl nicht mehr. Ich koche frischen. Das geht schnell.«

»Wenn es Ihnen nichts ausmacht?«

»Nein, überhaupt nicht. Ich glaube, ich könnte selbst einen gebrauchen.«

»Vielen Dank. Ich bringe schnell meine Jacke nach oben und mache mich ein wenig frisch, dann komme ich wieder nach unten.«

Er lächelte ihr zu, als er aus der Küche ging. Adrienne atmete langsam aus, und erst da wurde ihr bewusst, dass sie die ganze Zeit über den Atem angehalten hatte. Während er oben war, mahlte sie eine Hand voll Kaffeebohnen, wechselte den Filter und setzte frischen Kaffee auf. Sie nahm die silberne Kanne und spülte sie aus. Während der ganzen Zeit konnte sie Paul in dem Zimmer über der Küche hören.

Sie hatte zwar gewusst, dass er an dem Wochenende der einzige Gast sein würde, aber sie hatte nicht darüber nachgedacht, wie seltsam es ihr vorkommen würde, nur mit ihm allein im Haus zu sein. Oder überhaupt allein zu sein. Sicher, die Kinder hatten ihr eigenes Leben, und hin und wieder war sie allein zu Hause, aber nie lange. Die Kinder kamen schließlich immer wieder nach Hause. Außerdem war das ihre Familie. Es war also nicht vergleichbar mit der Situation, in der sie sich jetzt befand, und Adrienne konnte das Gefühl nicht abschütteln, dass sie in das Leben eines anderen Menschen geschlüpft war, in dem sie die Regeln nicht genau kannte.

Sie goss sich selbst eine Tasse Kaffee ein und den Rest in die

Silberkanne. Sie stellte die Kanne im Wohnzimmer in dem Moment auf das Tablett, als sie Paul die Treppe herunterkommen hörte.

»Gerade rechtzeitig!«, sagte sie. »Der Kaffee ist fertig. Soll ich Feuer machen?«

Paul trat ins Zimmer und nahm sich eine Tasse. Dabei roch sie sein Cologne.

»Nein, das ist nicht nötig. Ich finde, es ist warm genug. Später vielleicht.«

Adrienne nickte und ging einen Schritt zurück. »Wenn Sie etwas brauchen, ich bin in der Küche.«

»Ich dachte, Sie würden auch eine Tasse Kaffee trinken.«

»Ich habe mir schon eingegossen. Meine Tasse steht in der Küche.«

Er sah auf. »Setzen Sie sich nicht zu mir?«

Seine Frage klang so erwartungsvoll, als wollte er tatsächlich, dass sie blieb.

Sie zögerte. Jean fiel es leicht, mit Fremden ins Gespräch zu kommen, aber sie konnte das nicht so gut. Gleichzeitig fühlte sie sich von seinem Angebot geschmeichelt, obwohl sie nicht genau wusste, warum.

»Warum eigentlich nicht?«, sagte sie schließlich. »Ich hole meine Tasse.«

Als sie wieder ins Zimmer kam, saß Paul in einem der Schaukelstühle beim Kamin. Mit den Schwarz-Weiß-Fotografien an der Wand, die das Leben auf den Outer Banks in den Zwanzigerjahren darstellten, und dem langen Bücherbord war das Wohnzimmer immer ihr Lieblingszimmer in diesem Haus gewesen. An der Schmalseite boten zwei Fenster einen Blick aufs Meer. Neben dem Kamin waren Holzscheite aufgeschichtet, und ein Kasten mit Anmachholz stand auch daneben, als stünde ein gemütlicher Abend im Kreise der Familie bevor.

Paul setzte seine Tasse auf den Knien ab, schaukelte sanft

hin und her und genoss den Blick. Der Wind wirbelte den Sand durch die Luft, und der Nebel, der vom Wasser hereinzog, tauchte die Welt in ein Dämmerlicht. Adrienne setzte sich in den Sessel neben seinem. Sie blickte schweigend nach draußen und versuchte, ihre Nervosität zu beherrschen.

Paul wandte sich zu ihr um. »Meinen Sie, der Sturm wird uns morgen wegwehen?«, fragte er.

Adrienne fuhr sich mit der Hand durch die Haare.

»Das glaube ich nicht. Dieses Haus steht seit sechzig Jahren und ist bisher noch nicht weggeweht worden.«

»Waren Sie schon einmal hier bei einem Sturm aus Nordosten? Bei einem großen, meine ich, wie der, der für morgen erwartet wird?«

»Ich nicht, aber Jean. Es kann also nicht ganz so schlimm sein. Andererseits ist sie hier aufgewachsen, vielleicht ist sie es gewöhnt.«

Während Adrienne sprach, musterte Paul sie. Sie war ein paar Jahre jünger als er, ihr hellbraunes Haar war schulterlang und leicht gewellt. Sie war nicht dünn, aber auch nicht dick. Auch wenn das gängige Ideal in Fernsehen und Zeitschriften ein anderes war, fand er ihre Figur anziehend. Sie hatte eine nicht ganz gerade Nase und um die Augen Krähenfüße, und ihre Haut war nicht mehr jugendlich straff, aber die Fältchen verliehen ihr ein interessantes Aussehen.

»Hatten Sie gesagt, Jean sei eine Freundin von Ihnen?«

»Wir haben uns vor Jahren auf dem College kennen gelernt. Eine Zeit lang haben wir ein Zimmer geteilt, und seitdem sind wir in Verbindung geblieben. Früher war dies das Wohnhaus ihrer Großeltern, aber ihre Eltern haben es zu einer Pension umgebaut. Nachdem Sie sich bei ihr angemeldet hatten, bat sie mich, für sie einzuspringen, weil sie zu einer auswärtigen Hochzeit eingeladen ist.«

»Aber Sie wohnen hier nicht?«

»Nein, ich wohne in Rocky Mount. Kennen Sie das?«

»Sehr gut. Ich bin auf meinen Fahrten nach Greenville immer durch diesen Ort gekommen.«

Bei seinen Worten fiel Adrienne die Adresse wieder ein, die er auf dem Anmeldeformular angegeben hatte, und sie wunderte sich. Sie nahm einen Schluck Kaffee und senkte dann die Tasse auf ihren Schoß.

»Es geht mich nichts an, ich weiß«, sagte sie, »aber darf ich Sie fragen, was Sie hierher führt? Sie müssen natürlich nicht antworten – ich bin einfach nur neugierig.«

Paul setzte sich etwas aufrechter hin. »Ich will hier mit jemandem sprechen.«

»Da haben Sie aber eine lange Fahrt gemacht, nur um sich mit jemandem zu unterhalten.«

»Es blieb mir nichts anderes übrig. Er wollte mich persönlich treffen.«

Seine Stimme klang angespannt und distanziert, und einen Augenblick lang schien er in Gedanken versunken. In der Stille konnte Adrienne das Knattern der Fahne vor dem Haus hören.

Paul stellte seine Kaffeetasse auf den Tisch zwischen ihnen.

»Und was machen Sie?«, fragte er dann, und seine Stimme hatte wieder einen wärmeren Klang. »Außer, dass Sie die Pension für eine Freundin hüten?«

»Ich arbeite in einer Bibliothek.«

»Wirklich?«

»Sie klingen überrascht.«

»Das bin ich wohl auch. Ich dachte, Sie würden etwas anderes sagen.«

»Zum Beispiel?«

»Ich weiß es, ehrlich gesagt, nicht. Nur das nicht. Sie sehen nicht alt genug aus, um Bibliothekarin zu sein. Wo ich wohne, sind die Leute, die in der Bibliothek arbeiten, alle über sechzig.«

Sie lächelte. »Ich arbeite nur Teilzeit. Ich habe drei Kinder, also bin ich auch als Mutter beschäftigt.«

»Wie alt sind Ihre Kinder?«

»Achtzehn, siebzehn und fünfzehn.«

»Machen sie Ihnen viel Arbeit?«

»Eigentlich nicht. Solange ich um fünf aufstehe und nicht vor Mitternacht ins Bett gehe, komme ich gut zurecht.«

Er lachte leise, und Adrienne merkte, wie sie sich langsam entspannte. »Und Sie? Haben Sie auch Kinder?«

»Nur eins. Einen Sohn.« Einen Moment lang senkte er die Augen, aber dann sah er Adrienne wieder an. »Er ist Arzt in Ecuador.«

»Lebt er dort?«

»Zurzeit ja. Er arbeitet für eine Hilfsorganisation in einer Klinik in der Nähe von Esmeraldas.«

»Sie müssen stolz auf ihn sein.«

»Das bin ich auch.« Er schwieg einen Moment. »Aber um ehrlich zu sein, die Neigung hat er eher von meiner Frau. Oder vielmehr von meiner Exfrau. Sie hat aus ihm gemacht, was er ist, nicht ich.«

Adrienne lächelte. »Das ist schön.«

»Wie meinen Sie das?«

»Dass Sie trotzdem ihre guten Eigenschaften würdigen. Obwohl Sie geschieden sind, meine ich. Ich höre das nicht oft von Paaren, die sich getrennt haben. Gewöhnlich sprechen die Menschen, wenn die Rede auf ihre früheren Partner kommt, nur von deren schlechten Seiten.«

Paul hätte gern gewusst, ob sie aus persönlicher Erfahrung sprach, und nahm an, dass das der Fall war.

»Erzählen Sie mir von Ihren Kindern, Adrienne. Wofür interessieren sie sich?«

Adrienne trank noch einen Schluck Kaffee. Sie fand es seltsam, ihn ihren Namen sagen zu hören.

»Meine Kinder? Also, was soll ich sagen ... Matt hat als Quarterback beim Football angefangen und ist jetzt Verteidiger beim Basketball. Amanda spielt sehr gern Theater und hat

gerade die Hauptrolle in der West Side Story bekommen, die Rolle der Maria. Und Dan ... na ja, zurzeit spielt Dan auch Basketball, aber nächstes Jahr möchte er vielleicht mit Ringen anfangen. Der Trainer will ihn unbedingt in seinem Team haben, seit er ihn letztes Jahr im Sommerlager gesehen hat.«

Paul zog die Augenbrauen hoch. »Ich bin beeindruckt.«

»Nun, das haben sie alles von ihrer Mutter«, sagte sie selbstbewusst.

»Das überrascht mich keineswegs.«

Sie lächelte. »Das sind natürlich nur die guten Seiten. Hätte ich Ihnen von ihren Launen oder ihren frechen Antworten erzählt oder hätte ich Ihnen ihre unordentlichen Zimmer gezeigt, dann würden Sie wahrscheinlich denken, ich bin eine furchtbare Mutter.«

Paul lächelte. »Das bezweifle ich. Ich würde denken, dass Sie ein Haus voller Teenager haben.«

»Wollen Sie mir damit sagen, dass Ihr Sohn, der gewissenhafte Arzt, auch durch diese Phase gegangen ist und ich die Hoffnung nicht aufgeben soll?«

»Ich bin mir sicher, dass es so war.«

»Aber Sie wissen es nicht genau?«

»Um ehrlich zu sein: nein. Ich war nicht oft genug bei meiner Familie. Es hat in meinem Leben eine Zeit gegeben, da habe ich zu viel gearbeitet.«

Adrienne merkte, dass es ihm schwer fiel, das zuzugeben, und fragte sich, warum er es ihr überhaupt erzählt hatte. Bevor sie länger darüber nachdenken konnte, klingelte das Telefon, und sie drehten sich beide danach um.

»Entschuldigen Sie«, sagte sie und erhob sich, »ich muss schnell drangehen.«

Paul sah ihr nach und fand erneut, dass sie sehr attraktiv war. Auch wenn sein Beruf ihn in den letzten Jahren in eine andere Richtung geführt hatte, war Paul eigentlich immer schon weniger an dem Äußeren eines Menschen interessiert gewesen

als an den unsichtbaren Dingen wie Freundlichkeit und Aufrichtigkeit, Humor und Empfindsamkeit. Adrienne besaß all diese Eigenschaften, dessen war er sich sicher. Doch sie waren, so vermutete er, lange Zeit nicht gewürdigt worden, auch von ihr selbst nicht.

Ihm war aufgefallen, dass sie nervös war, als sie sich zu ihm setzte, und das fand er seltsam liebenswert. Allzu oft, besonders in seinem Beruf, schienen die Menschen es darauf abzusehen, Eindruck zu machen: Sie bemühten sich, die richtigen Antworten zu geben, und wollten stets zeigen, was sie konnten. Andere erzählten munter drauflos, als wäre ein Gespräch eine Einbahnstraße, dabei gab es nichts Langweiligeres als einen Angeber. Aber all dies schien nicht auf Adrienne zuzutreffen.

Außerdem war es schön, so musste er zugeben, mit jemandem zu sprechen, der ihn nicht kannte. In den letzten Monaten war er viel allein gewesen oder hatte, wenn er in Gesellschaft war, Fragen über sein Wohlergehen abwehren müssen. Mehr als einmal hatten Kollegen ihm einen guten Therapeuten empfohlen und ihn wissen lassen, dass sie dort selbst Hilfe gefunden hatten. Paul war es leid gewesen, zu erklären, dass er wusste, was er tat, und dass er zu seiner Entscheidung stand. Und besonders leid war er die besorgten Blicke, die er dafür erntete.

Aber Adrienne gab ihm irgendwie das Gefühl, dass sie ihn und das, was mit ihm geschah, verstand. Warum er dieses Gefühl hatte, konnte er nicht erklären, und auch nicht, warum ihm das wichtig war. Aber dass es so war, dessen war er sich sicher.

SIEBEN

Wenige Minuten später stellte Paul seine leere Tasse auf das Tablett und trug es in die Küche.

Als er hereinkam, war Adrienne noch am Telefon und hatte ihm den Rücken zugekehrt. Sie lehnte an der Theke, hatte ein Bein über das andere gestellt und zwirbelte eine Haarsträhne zwischen den Fingern. Paul bemerkte, dass sie im Begriff war, das Gespräch zu beenden.

»Ja, deinen Zettel habe ich gefunden ... ja ... ja, er ist schon hier ...«

Dann sagte sie für eine Weile nichts, und als sie wieder sprach, senkte sie die Stimme. »Sie bringen es schon den ganzen Tag in den Nachrichten ... Scheint ziemlich schlimm zu werden ... Ach, gut... unter dem Haus? ... Ja, klar kann ich das ... ich meine, kann es denn so schlimm werden? ... Mach ich gern ... Viel Spaß bei der Hochzeit ... Bis bald.«

Paul stellte gerade seine Tasse in den Spülstein, als sich Adrienne umdrehte.

»Das brauchen Sie doch nicht«, sagte sie.

»Ich weiß, aber ich wollte sowieso kommen und fragen, was es zum Abendessen gibt.«

»Haben Sie Hunger?«

Paul drehte den Hahn auf. »Ein bisschen schon. Aber wir können noch warten, wenn Ihnen das lieber ist.«

»Nein, ich bekomme auch langsam Hunger.« Als sie sah, was er vorhatte, sagte sie: »Lassen Sie mich das machen. Sie sind der Gast.«

Paul ging zur Seite und ließ Adrienne ans Spülbecken treten. Sie spülte die Tassen und die Kanne aus und sagte: »Heute Abend können Sie wählen zwischen Hühnchen, Steak oder Pasta mit Sahnesoße. Ich koche das, was Sie am liebsten möchten, aber Ihnen ist sicherlich klar, dass Sie das, was Sie heute nicht essen, wahrscheinlich morgen vorgesetzt

bekommen. Ich weiß nämlich nicht, ob wir am Wochenende ein Geschäft finden, das geöffnet ist.«

»Mir ist alles recht. Entscheiden Sie.«

»Hühnchen? Es ist schon aufgetaut.«

»Gut.«

»Und ich dachte, ich mache Kartoffeln und grüne Bohnen dazu.«

»Hört sich gut an.«

Adrienne trocknete sich die Hände an einem Küchentuch ab und nahm die Schürze, die über dem Griff der Ofentür hing. Sie band sie sich um und fuhr fort: »Hätten Sie auch Lust auf einen Salat?«

»Wenn Sie auch Salat möchten? Wenn nicht, ist es mir auch recht.«

Sie lächelte. »Meine Güte, Sie haben nicht übertrieben, als Sie sagten, Sie seien nicht wählerisch.«

»Mein Grundsatz ist: Solange ich es nicht kochen muss, esse ich fast alles.«

»Sie kochen nicht gern?«

»Ich brauchte nie zu kochen. Martha – meine Exfrau – hat dauernd neue Rezepte ausprobiert. Und seit sie ausgezogen ist, esse ich fast jeden Abend auswärts.«

»Nun, messen Sie meine Gerichte bitte nicht an der Küche eines Restaurants. Ich kann kochen, aber ich bin keine Köchin. Im Allgemeinen sind meine Söhne mehr an Quantität als an Originalität interessiert.«

»Ich bin mir sicher, dass es gut schmecken wird. Aber ich kann Ihnen gern helfen.«

Adrienne sah ihn an. Sein Angebot überraschte sie. »Nur, wenn Sie mögen. Wenn Sie lieber in Ihr Zimmer gehen oder etwas lesen wollen, rufe ich Sie, wenn es so weit ist.«

Paul schüttelte den Kopf. »Ich habe nichts zu lesen dabei, und wenn ich mich jetzt hinlege, kann ich die ganze Nacht nicht schlafen.«

Sie zögerte und erwog sein Angebot, und schließlich zeigte sie auf die Tür am anderen Ende der Küche. »Also gut ... danke. Sie können gern die Kartoffeln schälen. Sie sind in der Speisekammer, zweites Brett von oben, neben dem Reis.«

Paul ging hinüber. Während Adrienne den Kühlschrank öffnete und das Hühnchen herausholte, sah sie ihren Gast aus dem Augenwinkel an und dachte, dass es nett war – aber auch ein bisschen verwirrend –, dass er ihr in der Küche helfen wollte. Es schuf eine Nähe, die ihr ein wenig unbehaglich war.

»Gibt es etwas zu trinken?«, fragte Paul hinter ihr. »Im Kühlschrank, meine ich.«

Adrienne schob ein paar Sachen im untersten Fach zur Seite. Dahinter lagen drei Flaschen Wein. Sie waren von einem Glas Pickles daran gehindert worden, herumzurollen.

»Mögen Sie Wein?«

»Was haben Sie denn für einen?«

Adrienne legte das Huhn auf die Arbeitsfläche und nahm eine der Flaschen heraus.

»Es ist ein Pinot Grigio. Ist das in Ordnung?«

»Den kenne ich nicht. Normalerweise trinke ich Chardonnay. Haben Sie schon mal Pinot Grigio getrunken?«

»Nein.«

Paul kam mit den Kartoffeln durch die Küche, legte sie ebenfalls auf die Arbeitsfläche und nahm die Flasche. Adrienne sah zu, wie er das Etikett studierte und dann aufblickte.

»Klingt gut. Es heißt, er hat ein Bouquet von Äpfeln und Orangen, das kann ja nicht schlecht sein. Wissen Sie, wo ich einen Korkenzieher finden kann?«

»Ich glaube, in einer der Schubladen habe ich einen gesehen. Ich sehe noch mal nach.«

Adrienne zog eine Schublade nach der anderen auf und hatte erst bei der dritten Glück.

Sie reichte Paul den Korkenzieher und streifte dabei seine Finger. Mit wenigen raschen Bewegungen zog er den Korken

heraus und legte ihn weg. Unter dem Hängeschränk neben dem Herd hingen Gläser in einer Halterung. Paul nahm eins herunter. Dann zögerte er.

»Möchten Sie, dass ich Ihnen ein Glas einschenke?«

»Warum nicht?«, sagte sie und spürte noch seine Berührung.

Paul goss zwei Gläser ein und brachte eins davon Adrienne. Er roch an dem Wein und trank dann einen Schluck, und Adrienne tat es ihm nach. Während sie den Wein langsam durch die Kehle rinnen ließ, versuchte sie zu verstehen, was hier eigentlich gerade vorging.

»Wie finden Sie ihn?«, fragte Paul.

»Schmeckt gut.«

»Finde ich auch.« Er schwenkte den Wein im Glas. »Er ist sogar besser, als ich gedacht hatte. Den muss ich mir merken.«

Adrienne fühlte sich plötzlich bedrängt und trat einen Schritt zurück. »Ich werde mal mit dem Hühnchen beginnen.«

»Ein deutliches Zeichen, dass ich mit der Arbeit anfangen soll.«

Als Adrienne die Bratenschüssel aus dem Schubfach unter dem Ofen hervorholte, stellte Paul sein Glas ab und trat ans Spülbecken. Er drehte das Wasser an, seifte sich die Hände ein und schrubbte sie. Ihr fiel auf, dass er sowohl die Handflächen als auch die Handrücken wusch, und dann die Finger einzeln. Sie schaltete den Ofen an, stellte die gewünschte Temperatur ein und hörte, wie das Gas ansprang.

»Gibt es einen Kartoffelschäler?«, fragte er.

»Ich habe vorhin keinen finden können, Sie werden sich mit einem Küchenmesser begnügen müssen. Geht das?«

Paul lachte leise. »Ich denke, damit komme ich zurecht. Ich bin Chirurg.«

Kaum hatte er das gesagt, wurde ihr alles klar: die Intensität seines Blickes, die Art, wie er sich die Hände wusch. Sie fragte sich, warum sie nicht gleich daran gedacht hatte. Paul stellte sich neben sie und fing an, die Kartoffeln zu waschen.

»Ist Ihre Praxis in Raleigh?«, fragte sie.

»Sie *war* da, ja. Letzten Monat habe ich sie verkauft.«

»Setzen Sie sich zur Ruhe?«

»Gewissermaßen. Ehrlich gesagt, ich bin auf dem Weg zu meinem Sohn.«

»Nach Ecuador?«

»Wenn er mich gefragt hätte, hätte ich Südfrankreich empfohlen, aber ich glaube nicht, dass er auf mich gehört hätte.«

Sie lächelte. »Das tun Kinder doch nie.«

»Das stimmt. Ich habe natürlich auch nicht auf meinen Vater gehört. Wahrscheinlich ist das normal, wenn man erwachsen wird.«

Einen Moment lang sprach keiner von beiden. Adrienne würzte das Hühnchen mit verschiedenen Kräutern. Paul fing an, die Kartoffeln zu schälen, und bewegte dabei geschickt seine Hände.

»Es hörte sich so an, als ob Jean wegen des Sturms besorgt sei«, sagte er schließlich.

Sie warf ihm einen Blick zu. »Wie haben Sie das gemerkt?«

»Sie waren plötzlich so still am Telefon. Vermutlich hat sie Ihnen gesagt, worauf Sie im Haus achten müssen.«

»Sie haben eine gute Kombinationsgabe.«

»Ist das, was Sie machen müssen, schwierig? Ich meine, ich gehe Ihnen gern zur Hand, wenn Sie Hilfe brauchen.«

»Seien Sie vorsichtig – es könnte sein, dass ich darauf zurückkomme. Bei uns war es mein früherer Mann, der gut mit dem Hammer umgehen konnte, nicht ich. Allerdings, besonders handwerklich begabt war er nicht.«

»Ich war schon immer der Meinung, dass diese Fähigkeit überbewertet wird.« Paul legte die erste Kartoffel auf das Schneidebrett und nahm die nächste. »Ich hoffe, es stört Sie nicht, wenn ich Sie frage, aber – wie lange sind Sie schon geschieden?«

Adrienne war sich nicht sicher, ob sie darüber sprechen wollte, doch zu ihrer eigenen Überraschung antwortete sie trotzdem.

»Seit zwei Jahren. Aber er ist schon im Jahr davor ausgezogen.«

»Und die Kinder leben bei Ihnen?«

»Meistens. Im Moment haben sie Ferien und sind bei ihrem Vater zu Besuch. Wie lange ist es bei Ihnen her?«

»Erst ein paar Monate. Im letzten Oktober wurde das Urteil rechtskräftig. Aber sie war auch schon ein Jahr vorher ausgezogen.«

»Ihre Frau hat Sie verlassen?«

Paul nickte. »Ja, aber es war eher meine Schuld als ihre. Ich war kaum zu Hause, und sie hatte keine Lust mehr, das zu ertragen. Ich an ihrer Stelle hätte es sicherlich genauso gemacht.«

Adrienne dachte über seine Antwort nach und fand, dass der Mann, der neben ihr stand, kaum dem Mann ähnelte, den er soeben beschrieben hatte. »Was für eine Art von Chirurg waren Sie?«

Er antwortete, und sie sah auf. Paul sprach hastig weiter, als wollte er ihre Fragen vorwegnehmen.

»Ich habe damit angefangen, weil ich das Ergebnis meiner Tätigkeit sehen wollte und weil eine Menge Befriedigung darin liegt, anderen zu helfen. Anfangs habe ich hauptsächlich Unfallopfer oder Babys mit Geburtsschäden operiert. Doch in den letzten Jahren hat sich das verändert. Jetzt wollen immer mehr Leute kosmetische Operationen vornehmen lassen. In den letzten sechs Monaten habe ich mehr Nasenkorrekturen gemacht, als ich je für möglich gehalten hätte.«

»Was müsste an mir operiert werden?«, fragte sie mit leichtem Ton.

Er schüttelte den Kopf. »Überhaupt nichts.«

»Im Ernst.«

»Ich meine es ernst. Ich würde nichts verändern.«

»Wirklich nicht?«

Er hob zwei Finger. »Pfadfinders Ehrenwort.«

»Waren Sie mal Pfadfinder?«

»Nein.«

Adrienne lachte, merkte aber, wie ihre Wangen rot wurden.

»Trotzdem – danke für das Kompliment.«

»Gern geschehen.«

Als das Hühnchen fertig vorbereitet war, schob Adrienne es in den Ofen, stellte die Temperatur und die Zeituhr ein und wusch sich die Hände. Paul ließ Wasser über die Kartoffeln laufen und legte sie neben das Spülbecken.

»Was jetzt?«

»Im Kühlschrank sind Tomaten und eine grüne Gurke für den Salat.«

Paul ging um Adrienne herum, öffnete den Kühlschrank und holte die Sachen heraus. Adrienne roch wieder sein Rasierwasser.

»Wie war es, in Rocky Mount groß zu werden?«, fragte er.

Adrienne wusste nicht gleich, wie sie antworten sollte, aber nach einer Weile erzählte sie in einem munteren und entspannten Ton Geschichten von ihren Eltern, von dem Pferd, das ihr Vater ihr gekauft hatte, als sie zwölf war. Wie sie es gemeinsam versorgt hatten und dass ihr das mehr über Verantwortung beigebracht hatte als alles andere. Sie erzählte begeistert von ihrer Zeit am College und davon, dass sie Jack gegen Ende ihres ersten Studienjahres bei einer Party kennen gelernt hatte. Sie waren zwei Jahre lang ein Paar, und als sie sich das Jawort gaben, hatte sie gedacht, es sei für immer. Adrienne brach ab, schüttelte leicht den Kopf und begann, von ihren Kindern zu sprechen – über ihre Scheidung wollte sie lieber nicht reden.

Während sie sprach, bereitete Paul den Salat vor und streute zum Schluss ein paar von den Croutons, die sie gekauft hatte,

darüber. Zwischendurch stellte er immer wieder Fragen. Erstaunt nahm Adrienne zur Kenntnis, dass ihre Geschichten ihn wirklich interessierten. Ihr lebhaftes Mienenspiel bei den Episoden über ihre Kinder brachte ein Lächeln auf sein Gesicht.

Die Dämmerung zog auf, und die Schatten streckten sich immer länger durch das Zimmer. Adrienne deckte den Tisch, und Paul goss ihnen beiden noch ein Glas Wein ein. Als das Hühnchen fertig war, setzten sie sich an den Tisch.

Während des Essens war es Paul, der am meisten redete. Er erzählte Adrienne von seiner Kindheit auf der Farm, schilderte die Schikanen an der medizinischen Fakultät und sprach von den Wettkämpfen im Geländelauf und von seinen früheren Besuchen auf den Outer Banks. Als er von seinem Vater sprach, wollte Adrienne ihm schon fast von ihrem Vater erzählen, besann sich aber im letzten Moment anders. Jack und Martha wurden nur nebenbei erwähnt, und auch über Mark verlor Paul nicht viele Worte. Größtenteils berührte ihr Gespräch nur die Oberfläche der Dinge, denn sie waren beide nicht bereit, mehr in die Tiefe zu gehen.

Nach dem Essen merkten sie, dass der Wind mittlerweile zu einer Brise abgeflaut war. Die Wolken ballten sich in der Stille vor dem Sturm zusammen. Paul brachte das Geschirr zum Spülbecken, und Adrienne verstaute das, was übrig geblieben war, im Kühlschrank. Die Weinflasche war geleert, die Flut nahte, und als am Horizont die ersten Blitze aufleuchteten, war es, als machte jemand Fotos in der Hoffnung, diesen Abend dadurch für immer in der Erinnerung zu behalten.

ACHT

Nachdem Paul Adrienne beim Abräumen geholfen hatte, deutete er mit dem Kopf auf die Tür nach draußen.

»Hätten Sie Lust, mich auf einem kleinen Spaziergang am Strand entlang zu begleiten?«, fragte er.

»Meinen Sie nicht, dass es zu kalt ist?«

»Bestimmt, aber es könnte gut sein, dass dies die letzte Gelegenheit für die nächsten paar Tage ist.«

Adrienne warf einen Blick aus dem Fenster. Eigentlich sollte sie abwaschen und die Küche aufräumen, aber das eilte schließlich nicht.

»Ja, gut«, sagte sie, »ich hole nur schnell meine Jacke.«

Adrienne bewohnte ein Zimmer, das Jean vor Jahren hatte anbauen lassen und das von der Küche aus zu erreichen war. Es war größer als die anderen Zimmer im Haus und hatte ein eigenes Badezimmer, in dessen Mitte eine große Jacuzzi-Wanne stand. Jean badete häufig, und wenn Adrienne sie anrief, weil sie sich schlecht fühlte, empfahl Jean ihr jedes Mal, zur Verbesserung ihrer Stimmung ein Bad zu nehmen. »Das ist genau das, was du jetzt brauchst – ein ausgedehntes, entspannendes heißes Bad«, sagte sie stets, ohne zu bedenken, dass die drei Kinder ständig die Badezimmer im Haus belegten und Adriennes Zeitplan ihr nicht viel Gelegenheit für diese Art von Vergnügen gab.

Adrienne nahm ihre Jacke aus dem Schrank und griff auch nach dem Schal. Während sie ihn sich um den Hals wickelte, warf sie einen Blick auf die Uhr und stellte überrascht fest, wie schnell die Stunden vergangen waren. Als sie wieder in die Küche kam, wartete Paul schon im Mantel auf sie.

»Sind Sie so weit?«, fragte er.

Sie stellte den Kragen ihrer Jacke hoch. »Gehen wir. Aber ich muss Sie warnen, ich schätze die Kälte nicht besonders. Mein südliches Blut ist ein bisschen dünn.«

»Wir bleiben nicht lange draußen. Versprochen.«

Paul lächelte, als er zur Tür hinaustrat, und Adrienne schaltete die Außenbeleuchtung an, so dass die Stufen gut zu sehen waren. Sie gingen nebeneinander durch die niedrigen Dünen bis zu dem festen Sand unten beim Wasser.

Es war ein ungewöhnlich schöner Abend. Die Luft mit dem salzigen Aroma war klar und frisch. Am Horizont flackerten in regelmäßigen Abständen Blitze und beleuchteten die Wolken. Adrienne sah wie gebannt dorthin und bemerkte, dass auch Pauls Blick in diese Richtung ging.

»Haben Sie so etwas schon einmal gesehen? Ich meine solche Blitze?«, fragte er.

»Im Winter nicht. Im Sommer gibt es so etwas manchmal.«

»Es liegt daran, dass die Wetterfronten aufeinander prallen. Als wir beim Abendessen waren, fing es schon an, und ich könnte mir vorstellen, dass der Sturm schlimmer wird als vorhergesagt.«

»Hoffentlich haben Sie Unrecht.«

»Das kann natürlich sein.«

»Aber Sie glauben es nicht.«

Er zuckte mit den Schultern. »Sagen wir einfach: Hätte ich gewusst, dass ein schwerer Sturm kommt, hätte ich versucht, meine Reise zu verlegen.«

»Warum?«

»Ich mag keine großen Unwetter. Erinnern Sie sich an den Hurrikan Hazel? Das war 1954.«

»Sicher, aber damals war ich noch ziemlich jung. Ich fand es eher aufregend als bedrohlich, als im Haus der Strom ausfiel. Und Rocky Mount war nicht so stark betroffen. Oder wenigstens nicht der Teil des Ortes, wo wir wohnten.«

»Da hatten Sie Glück. Ich war damals einundzwanzig und Student an der Duke University. Als wir hörten, dass ein Sturm angesagt war, kamen ein paar Typen vom Geländelaufteam auf die Idee, dass es eine gute Erfahrung für den Teamgeist wäre,

wenn wir zum Wrightsville Beach fahren und eine Hurrikanparty feiern würden. Ich wollte nicht mitmachen, aber da ich Captain war, bin ich aus reinem Pflichtgefühl mitgefahren.«

»Ist der Sturm nicht dort am stärksten gewesen?«

»Nicht genau da, aber ziemlich in der Nähe. Als wir ankamen, hatten die meisten Menschen die Insel verlassen, aber wir waren jung und dumm und fuhren trotzdem hin. Anfangs machte es noch irgendwie Spaß. Wir haben uns abwechselnd in den Wind gelehnt und versucht, das Gleichgewicht zu halten. Wir fanden das ganz toll und verstanden gar nicht, warum alle anderen so ein Theater machten. Nach ein paar Stunden stürmte es so heftig, dass wir keine Spiele mehr machen konnten, und es regnete in Strömen, so dass wir beschlossen, wieder nach Durham zu fahren. Aber wir kamen nicht mehr von der Insel fort. Die Brücken waren geschlossen worden, als der Sturm eine Geschwindigkeit von fünfzig Meilen in der Stunde erreicht hatte, und wir saßen fest. Das Unwetter wurde immer schlimmer. Um zwei Uhr mittags stürzten Bäume um, Dächer wurden weggerissen, und wohin man blickte, flogen Gegenstände durch die Luft, die uns hätten erschlagen können. Und es war unglaublich laut, man kann sich gar nicht vorstellen, wie laut. Der Regen trommelte auf das Autodach, und die Sturmböen rüttelten und schüttelten den Wagen. Es war Flut und dazu Vollmond, und die Wellen, die an Land krachten, waren die größten, die ich je gesehen hatte. Zum Glück waren wir weit genug vom Strand entfernt, aber wir sahen, wie im Laufe der Nacht vier Häuser vom Meer weggerissen wurden. Und als wir glaubten, dass es nicht mehr schlimmer werden könnte, rissen die Stromkabel. Wir sahen, wie ein Transformator nach dem anderen explodierte. Ein Kabel landete sogar direkt neben unserem Auto. Es wurde die ganze Nacht vom Wind hin- und hergepeitscht. Manche von uns beteten, aber sonst sprachen wir die ganze Nacht über kein

Wort. Es war das Dümme, was ich je gemacht habe.«

Adrienne hatte nicht einen Moment, während er sprach, den Blick von ihm gewandt.

»Sie hatten Glück, dass Sie überlebt haben.«

»Ich weiß.«

Am Strand entstand durch die gewaltigen Wellen ein Schaum, der wie die Seifenblasen in der Badewanne eines Riesen aussah.

»Ich habe noch nie jemandem diese Geschichte erzählt«, sagte Paul. »Wirklich niemandem.«

»Warum nicht?«

»Weil es ... weil sie so untypisch für mich ist! Ich hatte nie zuvor etwas derart Riskantes getan, und danach auch nicht mehr. Es ist fast so, als wäre das Ganze einem anderen passiert. Sie müssten mich besser kennen, um das zu verstehen. Ich gehörte eher zu denen, die am Freitagabend nicht ausgehen wollten, weil sie ihr Lernpensum noch nicht erledigt hatten.«

Adrienne lachte. »Das glaube ich nicht.«

»Es stimmt aber. Ich habe fast immer gearbeitet.«

Während sie auf dem festen Sand weitergingen, blickte Adrienne zu den Häusern jenseits der Dünen hinüber. Es waren keine anderen Lichter zu sehen, und Rodanthe kam ihr wie eine Geisterstadt vor.

»Darf ich Ihnen etwas sagen?«, fragte sie. »Ich meine, ich möchte nicht, dass Sie mich missverstehen.«

»Ich geb mir Mühe.«

Sie gingen ein paar Schritte weiter, während Adrienne nach den richtigen Worten suchte.

»Also ... wenn Sie von sich sprechen, dann ist es fast so, als würden Sie von jemand anderem erzählen. Sie sagen, dass Sie zu viel gearbeitet haben, aber solche Leute verkaufen nicht ihre Praxis und gehen nach Ecuador. Sie sagen, Sie haben keine verrückten Sachen gemacht, aber dann erzählen Sie mir eine Geschichte, in der Sie doch etwas Verrücktes gemacht haben.

Irgendwie verstehe ich das nicht ganz.«

Paul zögerte. Er war nicht verpflichtet, irgendjemandem eine Erklärung zu geben, aber in dem Moment, an diesem kalten Januarabend unter dem flackernden Himmel, wollte er mit einem Mal, dass sie ihn kannte – ihn in all seiner Widersprüchlichkeit kannte.

»Sie haben Recht«, fing er an, »ich spreche auch von zwei Menschen. Früher war ich Paul Flanner, der unermüdlich arbeitende Kerl, der es zum Chirurgen gebracht hat. Der immer nur arbeitete. Und Paul Flanner, der Ehemann und Vater, Besitzer eines großen Hauses in Raleigh. Aber jetzt bin ich all dies nicht mehr. Jetzt versuche ich herauszufinden, wer dieser Paul Flanner in Wahrheit ist, und wenn ich ehrlich sein soll, so beginne ich daran zu zweifeln, dass ich die Antwort je finden werde.«

»Ich glaube, jeder hat mal dieses Gefühl. Aber nicht viele Menschen würden sich deshalb aufgefordert fühlen, nach Ecuador zu gehen.«

»Glauben Sie, dass ich deshalb dorthin will?«

Sie gingen eine Weile schweigend weiter, bevor Adrienne Paul ansah.

»Nein«, sagte sie. »Ich glaube, Sie wollen dorthin, weil Sie Ihren Sohn kennen lernen möchten.«

Sie registrierte seinen überraschten Gesichtsausdruck.

»Es war nicht schwer, darauf zu kommen«, sagte sie. »Sie haben ihn den ganzen Abend über kaum erwähnt. Aber wenn Sie glauben, dass Ihre Reise hilfreich ist, dann bin ich froh, dass Sie es tun.«

Paul lächelte. »Sie sind die Erste, die das denkt. Selbst Mark war nicht allzu begeistert, als ich ihm von meinem Plan erzählte.«

»Er wird sich damit abfinden.«

»Meinen Sie?«

»Ich hoffe es. Jedenfalls sage ich mir das immer, wenn ich

mit meinen Kindern Ärger habe und mich um eine Versöhnung bemühe.«

Paul lachte kurz auf und deutete über seine Schulter zurück.

»Möchten Sie umkehren?«, fragte er.

»Ich hatte gehofft, dass Sie das vorschlagen würden. Meine Ohren werden kalt.«

Sie gingen neben ihren eigenen Fußspuren her zurück. Der Mond war zwar nicht sichtbar, doch die Wolken davor schimmerten silbern. Ganz weit entfernt hörten sie das erste Grollen des Donners.

»Was für ein Mensch war Ihr Ex-Mann?«

»Jack?« Adrienne zögerte und überlegte, ob sie dem Thema ausweichen sollte, doch dann fand sie, es sei nicht nötig. Wem sollte er es schon weitererzählen? »Ganz anders als Sie«, sagte sie schließlich. »Jack glaubt, dass er sich längst gefunden hat. Zufälligerweise hing es mit einer anderen Frau zusammen, während wir noch verheiratet waren.«

»Das tut mir Leid.«

»Mir auch. Vielmehr, es *tat* mir Leid. Jetzt gehört es der Vergangenheit an. Ich versuche, nicht darüber nachzudenken.«

Paul musste an die Tränen denken, die er am Nachmittag in ihren Augen gesehen hatte. »Gelingt Ihnen das immer?«

»Nein, aber ich gebe mir Mühe. Na ja, was soll ich auch sonst tun?«

»Sie könnten auch nach Ecuador gehen.«

Adrienne verdrehte die Augen. »Ja, das wäre wirklich schön. Wenn ich nach Hause komme, sage ich einfach: Tut mir Leid, Kinder, jetzt müsst ihr sehen, wie ihr zurechtkommt. Mom ist für eine Weile verreist.« Sie schüttelte den Kopf. »Nein, für die nächste Zeit sitze ich ziemlich fest. Wenigstens so lange, bis sie aufs College gehen. Im Moment brauchen sie so viel Stabilität wie möglich.«

»Das hört sich an, als wären Sie eine gute Mutter.«

»Ich versuche es. Meine Kinder sind allerdings nicht immer

dieser Meinung.«

»Sehen Sie es einmal so – wenn Ihre Kinder einmal Kinder haben, können Sie sich rächen.«

»Das habe ich auch vor. Ich übe schon. Möchtest du vorm Essen noch ein paar Chips? Natürlich brauchst du dein Zimmer nicht aufzuräumen! Und du darfst selbstverständlich so lange aufbleiben, wie du willst ...«

Paul lächelte wieder und stellte insgeheim fest, wie sehr ihm die Unterhaltung gefiel. Wie sehr *Adrienne* ihm gefiel. Im silbrigen Licht des nahenden Sturms sah sie schön aus, und er fragte sich, wie ihr Mann nur so dumm gewesen sein konnte, sie zu verlassen.

Langsam näherten sie sich der Pension, beide in Gedanken versunken. Sie richteten ihre Aufmerksamkeit auf all das, was sie um sich herum hörten und sahen, und hatten kein Verlangen zu sprechen.

In diesem Schweigen liegt etwas Tröstliches, dachte *Adrienne*. Die meisten Menschen glaubten, dass Stille eine unangenehme Leere sei, die gefüllt werden musste, auch wenn niemand etwas Bedeutendes zu sagen hatte. Das hatte sie oft genug in den endlosen Runden von Cocktailpartys erlebt, zu denen sie früher mit Jack gegangen war. Am besten gefiel es ihr dann, wenn sie sich unbemerkt davonestehlen und ein paar Augenblicke allein auf einer stillen Veranda verbringen konnte. Manchmal stand schon jemand anderes dort draußen, jemand, den sie nicht kannte, und wenn sie sich gegenseitig bemerkten, nickten sie sich zu, als schlossen sie einen geheimen Pakt. *Keine Fragen, keine Konversation ... einverstanden.*

Hier am Strand stellte sich dieses Gefühl wieder ein. Die Nachtluft war erfrischend, der Wind spielte mit ihrem Haar und strich ihr über die Haut. Vor ihr breiteten sich Schatten aus, bewegten sich und bildeten beinahe erkennbare Formen, bevor sie wieder verschwanden. Das Meer war ein einziger schäumender Strudel. Auch Paul, das spürte sie, nahm all diese

Dinge wahr. Auch er schien zu merken, dass Worte all dies irgendwie zerstören würden.

Sie gingen in einvernehmlichem Schweigen nebeneinander her, und Adrienne wurde sich mit jedem Schritt sicherer, dass sie mehr Zeit mit ihm verbringen wollte. So seltsam war das gar nicht, oder? Er war einsam und sie auch, zwei Reisende, die allein unterwegs waren und sich an einem verlassenem Strand in einer Ortschaft am Meer getroffen hatten.

Als sie kurz darauf beim Haus ankamen, gingen sie in die Küche und zogen sich die Jacken aus. Adrienne hängte ihre an die Kleiderhaken neben der Tür und den Schal darüber. Paul hängte seine Jacke neben ihre.

Adrienne hob die Hände zum Mund und hauchte hinein. Dann sah sie, dass Paul auf die Uhr blickte und anschließend den Blick in der Küche umherschweifen ließ, als ob er überlegte, den Abend zu beenden.

»Wie wär's mit etwas Warmem?«, fragte sie schnell. »Ich könnte uns eine Kanne koffeinfreien Kaffee kochen.«

»Gibt es auch Tee?«, fragte er.

»Ich glaube, ich habe vorhin welchen gesehen. Ich schaue mal nach.«

Sie öffnete den Schrank neben dem Spülbecken und schob ein paar Sachen darin zur Seite. Ihr gefiel die Vorstellung, dass sie noch ein wenig Zeit zusammen verbringen würden. Im zweiten Fach fand Adrienne eine Schachtel Earl Grey, und als sie sich umdrehte und sie Paul zeigte, nickte er lächelnd. Sie nahm den Kessel, füllte ihn mit Wasser und war sich Pauls Nähe überdeutlich bewusst. Als der Kessel pfiff, goss Adrienne Wasser in zwei Becher. Anschließend gingen sie zusammen ins Wohnzimmer.

Sie setzten sich wieder in die Schaukelstühle, doch das Zimmer wirkte ohne das Tageslicht völlig anders. In der Dunkelheit schien es noch stiller, irgendwie intimer.

Sie tranken ihren Tee und sprachen eine Stunde lang über dies und das – die angenehme Unterhaltung zweier Menschen, die sich nur flüchtig kennen. Doch nach einer Weile, als es schon spät geworden war, begann Adrienne plötzlich, Paul von den Sorgen um ihren Vater und von ihren Ängsten vor der Zukunft zu erzählen.

Paul hatte ähnliche Geschichten schon oft gehört. Als Arzt erfuhr er regelmäßig von solchen Problemen, aber bis zu diesem Moment waren sie nicht mehr gewesen als das – Geschichten eben. Pauls Eltern waren tot, und Marthas Eltern lebten in Florida und erfreuten sich bester Gesundheit. Adriennes bekümmelter Gesichtsausdruck machte Paul plötzlich klar, wie froh er sein konnte, dass er von solchen Schwierigkeiten, wie sie sie hatte, verschont geblieben war.

»Ich würde Ihnen gern helfen«, bot er an. »Ich kenne viele Spezialisten, jemand könnte sich die Krankheitsgeschichte Ihres Vaters ansehen und überlegen, ob ihm geholfen werden kann.«

»Danke für das Angebot, aber nein, das habe ich schon alles getan. Seit dem letzten Schlaganfall ist er sehr beeinträchtigt. Auch wenn man seinen Zustand leicht verbessern könnte, glaube ich nicht, dass er ohne Pflege rund um die Uhr auskäme.«

»Was haben Sie dann vor?«

»Ich weiß es nicht. Ich hoffe, dass Jack bereit ist, einen Teil der Kosten für meinen Vater zu übernehmen.

Die Möglichkeit besteht. Er und mein Vater waren sich eine Zeit lang recht nahe. Aber wenn er es nicht tut, werde ich wohl eine Vollzeitstelle annehmen müssen, damit ich die Pflege meines Vaters bezahlen kann.«

»Gibt es vom Staat keine Unterstützung?«

Kaum hatte Paul die Frage gestellt, wusste er auch schon die Antwort.

»Vielleicht hätte er Anspruch auf Unterstützung, aber die

guten Häuser haben lange Wartelisten, und die meisten liegen ein paar Stunden Fahrtzeit entfernt, da könnte ich ihn nicht regelmäßig besuchen. Und ein weniger gut geführtes Haus könnte ich ihm nicht zumuten.«

Adrienne schwieg, während ihre Gedanken zwischen Gegenwart und Vergangenheit hin- und hersprangen.

»Als er in den Ruhestand ging«, sagte sie dann, »gab es für ihn im Werk eine kleine Feier, und ich weiß noch, dass ich dachte, er würde die Arbeit jeden Tag vermissen. Er hatte mit fünfzehn dort angefangen, und in all den Jahren war er nur zwei Tage krank gewesen. Ich habe das mal ausgerechnet – er hat fünfzehn ganze Jahre in diesem Werk verbracht, aber als ich ihn darauf ansprach, sagte er, er würde es nicht vermissen. Er habe noch viel vor, jetzt, da er nicht mehr arbeiten gehen müsse.«

Adriennes Gesichtsausdruck wurde weicher. »Er meinte damit, dass er fortan Dinge tun würde, die er tun *wollte*, und nicht die, die er tun *musste*. Er wollte mehr Zeit mit mir verbringen, mit den Enkeln, mit seinen Büchern, mit seinen Freunden. Er hatte ein paar schöne Jahre verdient, nach seinem harten Arbeitsleben, und dann ...« Sie sprach nicht weiter und sah Paul an. »Sie würde ihn mögen, wenn Sie ihn kennen lernten. Selbst jetzt.«

»Das glaube ich gern. Aber würde er mich auch mögen?«

Adrienne lächelte. »Mein Dad mag jeden. Bevor er die Schlaganfälle hatte, kannte er kein größeres Vergnügen, als Leuten zuzuhören und herauszufinden, was sie dachten und taten. Er war unendlich geduldig, und deswegen öffneten sich die Menschen ihm schnell. Auch Fremde. Manche haben ihm Dinge erzählt, die sie sonst niemandem erzählt hätten, weil sie wussten, dass sie ihm vertrauen konnten.« Sie zögerte. »Soll ich Ihnen verraten, woran ich mich am deutlichsten erinnere?«

Paul zog leicht die Augenbrauen hoch.

»Es war etwas, das er immer zu mir gesagt hat, seit ich ein

kleines Mädchen war. Ganz gleich, ob ich etwas gut oder schlecht gemacht hatte oder ob ich traurig oder froh war, er hat mich immer in den Arm genommen und gesagt: »Ich bin stolz auf dich.««

Einen Moment lang war sie still. »Ich weiß nicht, warum, aber diese Worte haben mich immer berührt. Ich habe sie sicherlich Tausende von Malen gehört, aber immer, wenn er sie sagte, wusste ich, dass er mich lieb hatte, komme, was da wolle. Das Ganze hat natürlich auch eine komische Seite, und als ich älter wurde, habe ich mit ihm Witze darüber gemacht. Aber jedes Mal, wenn ich mich von ihm verabschiedete, hat er die Worte wieder gesagt, und ich hatte wieder dieses beruhigende Gefühl.«

Paul lächelte. »Er muss ein besonderer Mensch sein.«

»Das ist er auch«, sagte Adrienne. Sie richtete sich in ihrem Stuhl auf. »Und deshalb werde ich auch eine Lösung finden, damit er da nicht weg muss. Es ist das beste Heim der Welt für ihn. Es liegt nahe bei uns, und die Pflege ist außergewöhnlich gut, aber nicht nur das, er wird dort auch wie ein Mensch behandelt, nicht nur wie ein Patient. Das hat er verdient, und es ist das Mindeste, was ich für ihn tun kann.«

»Er hat das Glück, dass Sie seine Tochter sind und sich um ihn kümmern.«

»Ich habe auch Glück.« Sie sah versonnen zum Fenster. Dann schüttelte sie den Kopf, weil ihr plötzlich bewusst wurde, was sie erzählt hatte. »Aber hier sitze ich und rede die ganze Zeit ... Entschuldigung.«

»Kein Grund, sich zu entschuldigen. Ich bin froh, dass Sie es mir erzählt haben.«

Adrienne beugte sich lächelnd vor. »Was vermissen Sie am meisten, wenn Sie an Ihre Ehe denken?«

»Habe ich es richtig verstanden, dass wir nun das Thema wechseln?«

»Ich finde, dass Sie jetzt an der Reihe sind, etwas zu

erzählen.«

»Sie finden, Sie sind mir das Zuhören schuldig?«

Adrienne zuckte mit den Schultern. »So ungefähr. Ich habe mich Ihnen offenbart, jetzt sind Sie dran.«

Paul seufzte gespielt und verdrehte die Augen zur Decke. »Also gut – was vermisste ich?« Er legte die Hände zusammen. »Ich glaube, ich vermisste die Gewissheit, dass jemand da ist, wenn ich nach Hause komme. Normalerweise kam ich spät heim, und manchmal war Martha schon im Bett. Aber zu wissen, dass sie da war, war natürlich und beruhigend – so sollte es sein. Wie ist es bei Ihnen?«

Adrienne stellte ihren Becher auf den Tisch zwischen ihnen.

»Das Übliche: Ich vermisste, dass niemand da ist, mit dem ich sprechen kann, mit dem ich am Tisch sitze, die flüchtigen Küsse vor dem morgendlichen Zähneputzen. Aber um ehrlich zu sein, im Moment bin ich mehr besorgt darüber, dass die Kinder etwas vermissen. *Ihretwegen* vermisste ich Jack am meisten. Ich glaube, kleine Kinder brauchen ihre Mutter mehr als den Vater, aber Teenager brauchen speziell ihren Vater. Besonders die Mädchen. Ich möchte nicht, dass meine Tochter denkt, alle Männer sind Schufte und verlassen ihre Familien. Aber wie soll ich ihr das Gegenteil vermitteln, wenn ihr eigener Vater das getan hat?«

»Das weiß ich nicht.«

Adrienne schüttelte den Kopf. »Denken Männer eigentlich auch über solche Fragen nach?«

»Verantwortungsbewusste Männer schon. Es ist bei dieser Frage wie bei allen anderen auch.«

»Wie lange waren Sie verheiratet?«

»Dreißig Jahre. Und Sie?«

»Achtzehn.«

»Man könnte denken, im Laufe dieser vielen Jahre hätten wir es gelernt.«

»Was? Wie man es macht, für immer zusammenzubleiben ...

und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute?
Ich glaube nicht, dass es das gibt.«

»Nein, vermutlich haben Sie Recht.«

Vom Flur drangen die Schläge der Standuhr zu ihnen herein. Als die Uhr verstummte, rieb sich Paul den Nacken und reckte sich dann. »Ich glaube, ich ziehe mich jetzt zurück. Morgen geht der Tag früh los.«

»Ich weiß«, stimmte sie ihm zu, »ich wollte gerade das Gleiche sagen.«

Aber sie standen nicht sofort auf, sondern blieben noch ein paar Minuten sitzen, umgeben von dem gleichen Schweigen, das sie auch am Strand verbunden hatte. Gelegentlich sah Paul zu Adrienne hinüber, wandte aber den Blick ab, bevor sie ihn auffing.

Mit einem Seufzen stand sie schließlich von ihrem Stuhl auf und zeigte auf seinen Becher. »Ich nehme ihn mit in die Küche. Ich muss sowieso noch einmal dorthin.«

Paul lächelte, während er ihr den Becher reichte. »Ich habe den Abend sehr genossen.«

»Ich auch.«

Als er einen Moment später nach oben ging, sah Adrienne ihm nach. Dann wendete sie sich ab und machte sich daran, alle Türen abzuschließen.

In ihrem Zimmer zog sie sich aus, öffnete den Koffer und holte den Schlafanzug heraus. Plötzlich sah sie sich im Spiegel. Nicht übel – aber letzten Endes entsprach ihr Aussehen doch ihrem Alter. Paul war sehr freundlich gewesen, als er sagte, sie brauche keine Schönheitsoperation, fand sie.

Es war lange her, seit jemand ihr das Gefühl gegeben hatte, attraktiv zu sein.

Sie zog sich den Schlafanzug an und legte sich ins Bett. Auf Jeans Nachttisch lag ein Stapel Zeitschriften, und Adrienne blätterte einige davon durch, bevor sie das Licht ausmachte. In der Dunkelheit ließ sie den Abend, der eben zu Ende gegangen

war, noch einmal Revue passieren. In ihrem Kopf wiederholte sie das Gespräch mit Paul immer wieder, und sie sah sogar vor ihrem inneren Auge, wie sich seine Mundwinkel zu einem schiefen Lächeln verzogen, wenn sie etwas sagte, das ihn amüsierte. Eine gute Stunde lang wälzte sie sich hin und her und konnte nicht einschlafen. Sie wurde immer rastloser und ahnte nicht im Mindesten, dass Paul Flanner in dem Zimmer im ersten Stock genauso schlaflos im Bett lag.

NEUN

Obwohl Paul die Fensterläden geschlossen und die Vorhänge zugezogen hatte, wachte er am Freitagmorgen mit dem ersten Morgenlicht auf und musste seinen vom langen Autofahren steif gewordenen Körper erst einmal zehn Minuten lang strecken.

Dann stieß er die Fensterläden auf und ließ den Morgen herein. Über dem Wasser schwebte ein dichter Dunst, und der Himmel war von einem metallenen Grau. Kumuluswolken rasten über ihn hinweg, die Länge des gesamten Strandes entlang. Der Sturm wird gegen Abend hier sein, dachte Paul, wahrscheinlich schon am Nachmittag.

Er setzte sich an den Bettrand und zog sich seine Laufsachen an, darüber einen Windbreaker. Ein zweites Paar Socken streifte er über seine Hände. Anschließend stapfte er die Treppe hinunter und sah sich um. Adrienne war noch nicht auf. Er spürte einen kleinen Stich der Enttäuschung und fragte sich im gleichen Moment, warum er so empfand. Er schloss die Tür auf, und kurz darauf setzte er sich in Bewegung, erst langsam, damit sein Körper sich aufwärmen konnte, dann wurde er immer schneller.

Adrienne hatte ihn vom Schlafzimmer aus die knarrende Treppe herunterkommen hören. Sie setzte sich auf, warf die Bettdecke zurück und schlüpfte in ihre Hausschuhe. Sie wünschte sich, dass sie wenigstens schon Kaffee gemacht hätte. Vielleicht hätte Paul vor dem Laufen gar keinen Kaffee trinken wollen, aber sie hätte ihm gern welchen angeboten.

Langsam lockerten sich Pauls Muskeln und Gelenke, und er steigerte das Tempo. Er war längst nicht mehr so schnell wie mit zwanzig oder dreißig, aber er lief in einem gleichmäßigen, wohltuenden Tempo.

Das Laufen war für ihn nie nur ein Körpertraining gewesen. Er hatte ein Stadium erreicht, wo es ihm überhaupt nicht mehr

schwer fiel – seinem Gefühl nach erforderte es genauso viel Energie, eine Strecke von fünf Meilen zu laufen wie die Zeitung zu lesen. Für ihn war das Laufen eine Art Meditation, eine Zeit, die er, was selten genug vorkam, für sich allein hatte.

Es war ein wunderbarer Morgen zum Laufen. Offenbar hatte es in der Nacht geregnet, denn Paul sah Tropfen auf den Autoscheiben, aber die Schauer mussten ziemlich schnell vorübergezogen sein, da die Straßen weitgehend trocken waren. Dünne Nebelschwaden schwebten in der Morgendämmerung und bewegten sich wie in einer geisterhaften Prozession zwischen den Häusern hindurch. Er wäre gern am Strand gelaufen, da er nicht oft die Gelegenheit dazu hatte, aber er wollte den Lauf dazu benutzen, das Haus von Robert Torrelson zu finden. Er passierte die Ortsmitte, bog an der ersten Ecke ab und betrachtete die ganze Zeit über aufmerksam seine Umgebung.

So weit er sehen konnte, entsprach Rodanthe genau seiner Vorstellung: ein altes Fischerdorf am Meer, ein Ort, in dem das moderne Leben erst spät Einzug gehalten hatte. Alle Häuser waren aus Holz, und obwohl manche in einem besseren Zustand waren als andere – mit kleinen, gepflegten Vorgärten und Beeten, aus denen im Frühling Blumen sprießen würden –, konnte Paul überall die Auswirkungen des rauen Küstenklimas entdecken. Selbst Häuser, die vermutlich kaum älter als zehn Jahre waren, zeigten Spuren von Verfall. Zäune und Briefkästen waren vom Wetter angegriffen, Farbe blätterte ab, Blechdächer hatten lange, breite Roststreifen. In den Vorgärten lagen die Gegenstände, die in diesem Teil der Welt zum täglichen Leben gehörten: Boote, Bootsmotoren, Fischernetze, die als Dekoration benutzt wurden, Seile.

Manche Häuser waren kaum mehr als bessere Schuppen, mit schiefen Wänden, die so aussahen, als würde der nächste starke Wind sie umwehen. An manchen Gebäuden waren die Veranden morsch, und es schien, als hätten die Besitzer alles,

was zur Hand war, benutzt, um zu verhindern, dass sie ganz einsackten: Betonklötze oder Stapel von Backsteinen oder auch Balken, die unter der Veranda hervorlugten wie abgeschnittene Essstäbchen.

Aber es herrschte Leben, sogar zu solch früher Morgenstunde. Beim Laufen sah Paul Rauch aus Schornsteinen aufsteigen, er sah Männer und Frauen, die dabei waren, ihre Fenster mit Holzlatten zu vernageln. Ein vielfaches Hämmern erfüllte die Luft.

Er bog um die nächste Ecke, blickte auf das Straßenschild und lief weiter. Wenige Minuten später fand er die Straße, in der Robert Torrelson wohnte. Auch die Hausnummer vierunddreißig hatte sich Paul gemerkt.

Er lief an der Nummer achtzehn, dann an der zwanzig vorbei. Ein paar Menschen hielten in der Arbeit inne und sahen ihm ein wenig misstrauisch nach. Im nächsten Moment hatte er Robert Torrelsons Haus erreicht und gab sich Mühe, es möglichst unauffällig zu betrachten.

Es war ein Haus wie die meisten anderen in der Straße auch: nicht besonders gepflegt, aber auch nicht verfallen. Eher war es in einem Zwischenstadium, als hätten Mensch und Natur eine Art Pattsituation im Kampf um das Haus erreicht. Es war mindestens hundert Jahre alt, einstöckig, und es besaß ein Blechdach. Da es keine Dachrinne gab, war das Holz dort, wo der Regen von tausend Unwettern heruntergelaufen war, voller grauer Streifen. Auf der Veranda standen zwei Schaukelstühle, einander leicht zugewandt. Um die Fenster herum war eine Weihnachtslichterkette angebracht.

Weiter hinten auf dem Grundstück stand ein kleiner Schuppen, dessen Türen offen standen. Darin konnte Paul zwei Arbeitsbänke sehen, auf denen Netze und Angelruten, Kisten und Werkzeuge lagen. Zwei lange Stangen mit Haken lehnten an der Wand, und unmittelbar bei der Tür hing ein gelber Gummimantel. Aus dem Schatten dahinter trat ein Mann mit

einem Eimer heraus.

Paul war überrascht, jemanden zu sehen, und wandte sich rasch ab, bevor der Mann ihn bei der Betrachtung seines Hauses bemerkte. Es war zu früh für den Besuch, außerdem wollte er nicht in seinen Laufsachen anklopfen. Also streckte Paul sein Kinn der Brise entgegen, bog im Lauftempo um die nächste Ecke und versuchte, wieder seinen vorherigen Rhythmus zu finden.

Aber das war nicht so leicht. Das Bild von dem Mann blieb ihm im Kopf und machte ihn träge und schwer, und jeder Schritt war mühseliger als der davor. Trotz der Kälte hatte Paul, als er zu laufen aufhörte, eine dünne Schweißschicht auf dem Gesicht.

Die letzten fünfzig Meter zur Pension ging er langsam, damit sein Körper sich abkühlte. Von der Straße aus sah er, dass das Licht in der Küche an war.

Er wusste, was das bedeutete, und lächelte.

Während Paul draußen war, hatten Adriennes Kinder angerufen, und sie hatte mit jedem ein paar Minuten gesprochen. Sie war froh, dass es ihnen bei ihrem Vater gut ging. Kurz darauf, zur vollen Stunde, rief sie im Pflegeheim an.

Ihr Vater konnte zwar nicht selbst das Telefon abnehmen, aber Adrienne hatte mit Gail, einer der Krankenschwestern, eine Zeit verabredet, und beim zweiten Klingeln nahm Gail ab.

»Pünktlich wie immer«, sagte Gail. »Gerade habe ich zu Ihrem Vater gesagt, dass Sie gleich anrufen werden.«

»Wie geht es ihm heute?«

»Er ist ein bisschen müde, aber ansonsten geht es ihm gut. Warten Sie, ich lege ihm den Hörer ans Ohr, ja?«

Einen Moment später hörte Adrienne das heisere Atmen ihres Vaters, und sie schloss die Augen.

»Hallo, Daddy«, sagte sie und plauderte mit ihm ein paar Minuten lang, wie sie es getan hätte, wenn sie bei ihm gewesen

wäre. Sie erzählte ihm von der Pension und dem Strand, von den Sturmwolken und den Blitzen, und obwohl sie Paul nicht erwähnte, hätte sie gern gewusst, ob ihr Vater das Zittern in ihrer Stimme bemerkte.

Paul stieg die Stufen der Veranda hinauf und trat ins Haus, wo ihn sofort der Geruch von gebratenem Schinken wie ein Willkommensgruß umfing. Einen Moment später kam Adrienne durch die Schwingtüren.

Sie trug Jeans und einen hellblauen Pullover, der die Farbe ihrer Augen hervorhob. Im Morgenlicht waren sie fast türkis und erinnerten Paul an den kristallklaren Himmel im Frühling.

»Sie waren aber früh auf«, sagte sie und steckte sich eine lose Haarsträhne hinters Ohr.

Paul wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er fand ihre Bewegung seltsam sinnlich. »Ja, ich wollte das Laufen hinter mich bringen, bevor der Tag endgültig beginnt.«

»War es gut?«

»Es ging schon mal besser, aber wenigstens habe ich mich dazu aufgerafft.« Er trat von einem Fuß auf den anderen. »Es riecht übrigens köstlich hier.«

»Ich habe mit den Vorbereitungen zum Frühstück angefangen, während Sie draußen waren.« Sie deutete über ihre Schulter. »Möchten Sie jetzt frühstücken oder später?«

»Ich würde gern erst duschen, wenn es Ihnen recht ist.«

»Natürlich. Ich wollte Maisgrütze machen, das dauert ohnehin zwanzig Minuten. Möchten Sie Rührei oder Spiegelei?«

»Rührei, wenn's geht.«

»Ich glaube, das kriege ich hin.« Sie mochte es, dass er sie so offen ansah, und sie ließ seinen Blick noch einen Moment auf sich ruhen. »Jetzt muss ich aber den Schinken vom Feuer nehmen, bevor er anbrennt«, sagte sie dann. »Bis gleich.«

»Bis gleich.«

Paul sah ihr nach, stieg dann kopfschüttelnd die Treppen hinauf und dachte zum wiederholten Mal darüber nach, wie nett Adrienne aussah. Er zog sich aus, wusch sein Hemd im Waschbecken und hängte es über die Vorhangstange. Dann drehte er den Hahn unter der Dusche auf. Wie Adrienne gesagt hatte, dauerte es eine Weile, bis das Wasser heiß wurde.

Er duschte und rasierte sich und zog sich Baumwollhosen, ein frisches Hemd und Mokassins an. Danach ging er wieder nach unten. Adrienne hatte den Tisch in der Küche gedeckt und brachte gerade die letzten beiden Teller zum Tisch – einen mit Toast und einen mit frischem Obst, in Scheiben geschnitten. Als Paul um sie herumging, konnte er das Jasmin-Shampoo riechen, mit dem sie sich die Haare gewaschen hatte.

»Es macht Ihnen hoffentlich nichts aus, wenn ich mich wieder zu Ihnen setze«, sagte sie.

Paul zog ihren Stuhl hervor. »Überhaupt nicht. Im Gegenteil, ich hatte darauf gehofft. Bitte sehr.« Er deutete auf den Stuhl.

Sie setzte sich. »Ich habe versucht, eine Zeitung zu ergattern«, sagte sie, »aber der Zeitungsständer im Supermarkt war schon leer, als ich dort ankam.«

»Das wundert mich nicht. Viele Leute waren heute schon früh auf. Wahrscheinlich sind sie alle in Sorge wegen des Unwetters.«

»Es sieht nicht schlimmer aus als gestern.«

»Das meinen Sie nur, weil Sie nicht hier leben.«

»Sie leben auch nicht hier.«

»Das nicht, aber ich habe schon mal ein schlimmes Unwetter erlebt. Habe ich Ihnen eigentlich erzählt, dass wir vom College aus nach Wilmington ...«

Adrienne lachte. »Und Sie haben behauptet, Sie hätten die Geschichte nie jemandem erzählt!«

»Wahrscheinlich ist es jetzt, nachdem ich mich einmal überwunden habe, leichter. Und es ist die einzige gute Geschichte, die ich erzählen kann. Alles andere ist langweilig.«

»Das bezweifle ich. Nach dem, was Sie mir berichtet haben, war Ihr Leben alles andere als langweilig. «

Er lächelte. Ihm war nicht klar, ob sie es als Kompliment gemeint hatte, aber er fühlte sich trotzdem geschmeichelt.

»Was hat Ihre Freundin Jean Ihnen für heute aufgetragen?«

Adrienne nahm sich von dem Rührei und reichte ihm die Schüssel.

»Also, die Möbel auf der Veranda sollen im Schuppen verstaubt werden. Die Fenster müssen geschlossen und die Fensterläden von innen verriegelt werden. Dann soll ich die Sturmfenster anbringen. Angeblich lassen sie sich ineinander stecken, und an den Rahmen sind Haken, an denen man sie befestigt. Danach werden sie mit Querhölzern gesichert. Die Querhölzer liegen offenbar bei den Sturmfenstern.«

»Sie hat hoffentlich eine Leiter.«

»Die ist auch unter der Veranda.«

»Das klingt doch gar nicht so schlimm. Aber ich habe gestern schon gesagt: Ich helfe Ihnen gern, wenn ich nachher zurückkomme.«

Sie sah ihn an.

»Meinen Sie wirklich? Sie müssen das nicht tun.«

»Es macht mir nichts aus. Ich habe sowieso nichts weiter geplant. Außerdem wäre es mir, ehrlich gesagt, unmöglich, im Zimmer zu sitzen, während Sie draußen die ganze Arbeit machen. Ich bekäme Schuldgefühle, auch wenn ich hier Gast bin.«

»Danke.«

»Aber gern.«

Sie gossen sich Kaffee ein und begannen mit dem Frühstück. Paul sah zu, wie sich Adrienne Butter auf eine Scheibe Toast strich und ganz konzentriert dabei war. In dem grauen Morgenlicht war sie noch hübscher als am Tag zuvor.

»Sie treffen sich mit dem Mann, von dem Sie gestern gesprochen haben?«

Paul nickte. »Nach dem Frühstück«, sagte er.

»Hört sich an, als wären Sie nicht ganz glücklich bei der Vorstellung.«

»Da könnten Sie Recht haben.«

»Warum?«

Nach einem kurzen Zögern erzählte er ihr von Jill und Robert Torrelson – von der Operation und der Obduktion und allem, was danach passiert war, auch von dem kurzen Brief, den er mit der Post bekommen hatte. Als er zu Ende gesprochen hatte, ruhte Adriennes Blick auf ihm.

»Und Sie haben keine Ahnung, was er will?«

»Ich nehme an, es hat mit dem Prozess zu tun.«

Adrienne war sich dessen nicht so sicher, sagte aber nichts. Sie goss noch Kaffee nach.

»Also, wie auch immer es weitergeht, ich glaube, Sie machen das ganz richtig. So wie mit Mark auch.«

Er sagte nichts, aber das war auch nicht nötig. Sie verstand ihn, und das war mehr als genug.

Verständnis wünschte er sich in dieser Zeit am meisten, und obwohl sie sich erst am Tag zuvor kennen gelernt hatten, glaubte Paul zu spüren, dass Adrienne ihn jetzt schon besser kannte als die meisten anderen Menschen.

Oder vielleicht sogar besser als irgendjemand sonst.

ZEHN

Nach dem Frühstück setzte sich Paul in sein Auto und kramte die Schlüssel aus der Hosentasche. Adrienne winkte ihm von der Veranda aus nach, als wollte sie ihm Glück wünschen. Paul guckte über die Schulter nach hinten und setzte rückwärts aus der Einfahrt.

In wenigen Minuten hatte er die Straße, in der Torrelson wohnte, erreicht. Er hätte auch zu Fuß gehen können, aber er wusste nicht, wie schnell das Wetter sich verschlechtern würde, und wollte nicht vom Regen überrascht werden. Außerdem war ihm unbehaglich bei dem Gedanken, dass er, falls das Gespräch schlecht verlief, nicht wegfahren konnte. Ihm war nicht ganz klar, was er zu erwarten hatte, aber er beschloss, Torrelson alles, was mit der Operation zu tun hatte, zu erzählen, sich jedoch jeglicher Mutmaßungen, worin die Todesursache gelegen haben könnte, zu enthalten.

Paul hielt am Straßenrand und stellte den Motor ab. Nachdem er sich einen Moment lang gesammelt hatte, stieg er aus und ging zu dem Haus. Auf dem Nachbargrundstück stand ein Mann auf einer Leiter und hämmerte Sperrholzlatten über ein Fenster. Er sah misstrauisch zu Paul herunter. Paul beachtete ihn nicht, sondern klopfte an Torrelsons Tür und trat einen Schritt zurück.

Als nicht geöffnet wurde, klopfte er erneut und lauschte, ob er im Haus Geräusche hörte. Nichts. Er ging auf der Veranda seitlich um das Haus herum. Die Türen zu dem Schuppen standen zwar immer noch offen, aber Paul konnte niemanden sehen. Er überlegte, ob er rufen solle, entschied sich aber dagegen. Er ging wieder zu seinem Wagen und öffnete den Kofferraum. Aus dem Verbandskasten nahm er einen Kugelschreiber und ein Notizbuch, aus dem er ein Blatt herausriss.

Er schrieb seinen Namen und die Adresse der Pension auf

und die kurze Mitteilung, dass er noch bis Dienstagmorgen im Ort sei, falls Robert ihn sprechen wolle. Dann faltete er das Papier, ging damit zur Haustür und klemmte es so im Türrahmen fest, dass es nicht wegwehen konnte. Als er, enttäuscht und erleichtert zugleich, zu seinem Wagen zurückging, hörte er hinter sich eine Stimme.

»Kann ich etwas für Sie tun?«

Paul drehte sich um. Vor dem Haus stand ein Mann, den er nicht kannte. Er konnte sich zwar nicht genau erinnern, wie Robert Torrelson aussah, aber er wusste, dass er *diesen* Mann noch nie gesehen hatte. Er war noch jung, ungefähr Mitte dreißig, hager mit schwarzem, schütterem Haar, und trug ein Sweatshirt und Arbeitsjeans. Er starrte Paul mit der gleichen Feindseligkeit an, mit der ihn schon der Nachbar gemustert hatte.

Paul räusperte sich. »Ja«, sagte er, »ich möchte zu Robert Torrelson. Bin ich hier richtig?«

Der junge Mann nickte, ohne eine Miene zu verziehen. »Ja, der wohnt hier. Das ist mein Dad.«

»Ist er zu Hause?«

»Sind Sie von der Bank?«

Paul schüttelte den Kopf. »Nein. Mein Name ist Paul Flanner.«

Es dauerte einen Moment, bis der junge Mann den Namen einordnen konnte. Seine Augen verengten sich.

»Der Arzt?«

Paul nickte. »Ihr Vater hat mir einen Brief geschickt und gesagt, er wolle mit mir sprechen.«

»Warum?«

»Das weiß ich nicht.«

»Er hat mir nichts von einem Brief erzählt.« Während der junge Mann sprach, spannten sich seine Kiefermuskeln an.

»Würden Sie ihm sagen, dass ich hier bin?«

Der junge Mann steckte seine Daumen durch die

Gürtelschlaufen. »Er ist nicht zu Hause.«

Er warf einen raschen Blick auf das Haus, und Paul war sich nicht sicher, ob er die Wahrheit sagte.

»Würden Sie ihm bitte ausrichten, dass ich hier war? Ich habe einen Zettel an die Tür gesteckt, auf dem steht, wo er mich finden kann.«

»Er will nicht mit Ihnen reden.«

Paul senkte kurz den Blick und sah dann wieder auf.

»Ich glaube, das sollte Ihr Vater selbst entscheiden, meinen Sie nicht?«, sagte er.

»Für wen halten Sie sich eigentlich? Sie glauben wohl, Sie können hier aufkreuzen und sich mit irgendwelchen Entschuldigungen aus der Sache rausziehen, wie? Als ob das Ganze einfach ein Fehler war, oder so?«

Paul sagte nichts. Der junge Mann spürte sein Zögern und machte einen Schritt auf ihn zu. Als er weitersprach, wurde seine Stimme schriller.

»Machen Sie, dass Sie von hier wegkommen! Ich will Sie hier nicht sehen und mein Dad auch nicht!«

»Ist gut ... in Ordnung ...«

Der junge Mann griff nach einer Schaufel, die in der Nähe lag, und Paul hob schnell die Hände und ging rückwärts weg.

»Ich gehe schon ...«

Er drehte sich um und ging zu seinem Auto.

»Und kommen Sie bloß nie wieder!«, schrie der junge Mann. »Finden Sie nicht, dass Sie schon genug angerichtet haben? Meine Mutter ist tot, nur wegen Ihnen!«

Bei diesen Worten verspürte Paul einen Stich und zuckte zusammen. Er setzte sich ins Auto, ließ den Motor an und fuhr los, ohne sich noch einmal umzublicken.

Er sah nicht, wie der Nachbar von der Leiter stieg und mit dem jungen Mann sprach. Er sah nicht, wie der junge Mann die Schaufel wegwarf. Er sah auch nicht, wie im Haus die Gardine im Wohnzimmer wieder herabfiel. Und er sah nicht, wie sich

die Haustür öffnete und eine faltige Hand den Zettel aufhob, der auf die Veranda gefallen war.

Kurz darauf erzählte Paul Adrienne, was sich zugetragen hatte, und sie hörte ihm aufmerksam zu. Sie waren in der Küche. Paul lehnte an der Theke und hatte die Arme verschränkt. Er wirkte um einiges erschöpfter als am Morgen und sah, während er sprach, mit leerem Blick aus dem Fenster. Als er mit seinem Bericht fertig war, stand in Adriennes Miene eine Mischung aus Mitleid und Sorge.

»Wenigstens haben Sie es versucht«, sagte sie.

»Viel genutzt hat es nicht, oder?«

»Vielleicht wusste er nicht, dass sein Vater den Brief geschrieben hatte.«

Paul schüttelte den Kopf.

»Darum geht es nicht allein. Es hat mit dem Grund zu tun, warum ich überhaupt hergekommen bin. Ich hatte die Hoffnung, etwas in Ordnung bringen oder es wenigstens verständlich machen zu können, aber jetzt bekomme ich nicht einmal die Gelegenheit dazu.«

»Das ist aber nicht Ihr Versäumnis.«

»Warum fühlt es sich dann so an?«

In der folgenden Stille konnte Adrienne das Ticken der Heizung hören.

»Weil es Ihnen etwas ausmacht. Weil Sie sich verändert haben.«

»Nichts hat sich verändert. Die beiden glauben immer noch, dass ich den Tod der Frau verschuldet habe.« Paul seufzte. »Können Sie sich vorstellen, wie man sich fühlt, wenn jemand so etwas von einem glaubt?«

»Nein«, gestand sie, »das kann ich nicht. Ich war noch nie in einer solchen Lage.«

Paul nickte. Er sah mitgenommen aus.

Adrienne sah ihn an – in der Erwartung, dass sein Gesichtsausdruck sich langsam wieder normalisieren würde.

Als dies jedoch nicht geschah, trat sie zu ihrer eigenen Überraschung näher zu Paul und nahm seine Hand. Erst waren seine Finger steif, doch dann entspannten sie sich und legten sich um ihre Hand.

»So schwer es auch zu akzeptieren ist und ganz gleich, was man sagen kann«, begann Adrienne vorsichtig, »Sie müssen verstehen, dass Sie wahrscheinlich keinen Einfluss auf die Sichtweise des jungen Mannes gehabt hätten, auch wenn Sie heute Morgen mit seinem Vater gesprochen hätten. Er trauert um seine Mutter, und es ist leichter, jemandem wie Ihnen die Schuld zu geben als zu akzeptieren, dass das Leben der Mutter einfach zu Ende war. Ihr Versuch ist vielleicht gescheitert, aber Sie haben trotzdem etwas Wichtiges getan, indem Sie heute Morgen dort hingegangen sind.«

»Was denn?«

»Sie haben dem Sohn zugehört. Er hat zwar Unrecht, aber Sie haben ihm die Gelegenheit gegeben zu sagen, was er fühlt. Sie haben ihm die Möglichkeit gegeben, seine Gefühle auszudrücken, und vielleicht ist es genau das, was der Vater sich die ganze Zeit wünscht. Er weiß ja, dass der Fall nicht vor Gericht kommen wird, und wollte vielleicht, dass Sie die Geschichte aus seiner Perspektive hören. Damit Sie wissen, wie er sich fühlt.«

Paul lachte grimmig. »Jetzt fühle ich mich aber entschieden besser.«

Adrienne drückte seine Hand.

»Was hatten Sie erwartet? Dass Vater und Sohn sich Ihre Version anhören und Ihnen nach einer Weile zustimmen? Nachdem sie sich einen Anwalt genommen und die Klage vorangetrieben haben, obwohl sie wussten, dass sie keine Chance hatten? Und zwar nachdem sie mit anhören mussten, was andere Ärzte dazu zu sagen hatten? Die beiden wollten, dass Sie herkommen und sich *ihre* Version anhören, nicht anders herum.«

Paul sagte nichts, aber er wusste in seinem Inneren, das Adrienne Recht hatte. Warum war ihm das nicht früher in den Sinn gekommen?

»Ich weiß, dass es nicht leicht ist, sich dies anzuhören«, sprach sie weiter, »und ich weiß, dass die Familie Unrecht hat und dass es nicht fair ist, Ihnen die Schuld zu geben. Aber Sie haben Vater und Sohn heute etwas Wichtiges gegeben, und zwar aus freien Stücken. Darauf können Sie stolz sein.«

»Es überrascht Sie nicht, dass die ganze Geschichte so verlaufen ist, stimmt's?«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Wussten Sie das heute Morgen schon? Als ich Ihnen davon erzählte?«

»Ich wusste es nicht mit Sicherheit, aber ich hatte eine Ahnung, dass es so laufen könnte.«

Ein kleines Lächeln huschte über Pauls Gesicht. »Sie sind erstaunlich, wissen Sie das?«

»Ist das gut oder schlecht?«

Er drückte ihre Hand und stellte fest, wie gut sie in seine passte. Sie fühlte sich so natürlich an, als würde er sie schon seit Jahren halten.

»Es ist wunderbar.«

Er wandte sich mit einem kleinen Lächeln zu ihr um, und Adrienne wurde sich bewusst, dass er im Begriff war, sie zu küssen. Obwohl sie sich insgeheim genau das wünschte, erinnerte ihr Verstand sie daran, dass sie vernünftig bleiben musste. Sie hatten sich erst am Tag zuvor kennen gelernt, und bald würde Paul wieder abfahren. Sie selbst auch. Außerdem war so etwas nicht ihr Stil. Dies entsprach nicht der richtigen Adrienne – der besorgten Mutter und Tochter oder der Ehefrau, die wegen einer anderen Frau verlassen worden war, oder der Aushilfskraft, die in der Bibliothek Bücher ins Regal stellte. An diesem Wochenende war sie offenbar jemand anders. Sie erkannte sich selbst kaum wieder. Ihre Tage hier waren wie ein

Traum, und obwohl Träume angenehm sein konnten, so waren sie doch, ermahnte sie sich, nur Träume und nicht mehr.

Adrienne machte einen kleinen Schritt zurück. Als Paul ihre Hand freigab, sah sie das Aufflackern von Enttäuschung in seinen Augen, aber es verschwand sofort wieder, und er blickte zur Seite.

Sie lächelte und zwang sich, mit fester Stimme zu sprechen.

»Sind Sie immer noch bereit, mir mit dem Haus zu helfen? Bevor das Wetter richtig schlimm wird, meine ich?«

»Sicher«, sagte Paul und nickte. »Ich zieh mir nur schnell etwas anderes an.«

»Lassen Sie sich Zeit. Ich muss noch zum Supermarkt, ich habe nämlich vergessen, Eis und eine Kühlbox zu kaufen, damit ich ein paar Lebensmittel frisch halten kann, falls der Strom ausfällt.«

»In Ordnung.«

Sie zögerte. »Bestimmt?«

»Alles bestens.«

Sie verharrte noch einen Moment, als wolle sie sich versichern, dass sie ihm glauben konnte, dann wandte sie sich ab. Ja, sagte sie sich, ich habe richtig gehandelt. Es war richtig gewesen, dass sie sich zurückgezogen hatte, es war richtig gewesen, dass sie seine Hand losgelassen hatte.

Und doch spürte sie, als sie zur Tür hinausging, ganz deutlich, dass sie sich damit wohl auch von der Möglichkeit abgewandt hatte, ein Stück von dem Glück zu finden, das in ihrem Leben so lange schon fehlte.

Paul war im Obergeschoss, als er hörte, wie Adrienne ihr Auto startete. Er ging zum Fenster, und während er beobachtete, wie sich die Wellen am Strand brachen, versuchte er zu verstehen, was eben passiert war. Vor ein paar Minuten, als er Adrienne ansah, war etwas Besonderes entstanden, das hatte er gespürt. Aber es war so schnell verschwunden, wie es gekommen war, und die Erklärung dafür lag in dem Ausdruck

auf ihrem Gesicht.

Er konnte Adriennes Zurückhaltung verstehen – sie lebten in einer reglementierten Welt, in der nicht immer Raum für Spontaneität war, für den impulsiven Wunsch, ganz in dem jeweiligen Moment zu leben. Paul wusste, dass das Leben nur so in geordneten Bahnen verlaufen konnte, doch in den letzten Monaten hatte er mit seinem Handeln versucht, diese Grenzen aufzuheben und die Ordnung, der er sich so lange gefügt hatte, zu durchbrechen.

Es war nicht fair, wenn er Ähnliches von ihr erwartete. Sie befand sich in einer anderen Lebensphase. Sie trug Verantwortung für andere Menschen, und diese Verantwortung, das hatte sie ihm gestern klargemacht, erforderte Stabilität und Zuverlässigkeit. Früher war er auch in dieser Lage gewesen – jetzt konnte er nach anderen Regeln leben. Doch für Adrienne, das verstand er, bestand diese Möglichkeit nicht.

Trotzdem hatte sich in der kurzen Zeit, die er hier war, etwas verändert.

Er wusste nicht genau, wann das geschehen war. Vielleicht am Abend zuvor, als sie am Strand spazieren gegangen waren, oder später, als Adrienne ihm von ihrem Vater erzählt hatte, oder an diesem Morgen, als sie zusammen gefrühstückt hatten. Oder vielleicht auch, als er ihre Hand hielt und nahe bei ihr stand und der drängende Wunsch in ihm aufkam, seine Lippen sanft auf ihre zu legen.

Das Wann war nicht wichtig. Paul wusste nur, dass er im Begriff war, sich in eine Frau, die Adrienne hieß und ihre Freundin in einer Pension in North Carolina vertrat, zu verlieben.

Robert Torrelson saß in seinem Wohnzimmer an dem alten Schreibtisch und hörte, wie sein Sohn die Fenster an der Rückseite des Hauses vernagelte. Er hielt den Zettel von Paul Flanner in der Hand, faltete ihn geistesabwesend zusammen und wieder auseinander und konnte es noch nicht recht fassen, dass Flanner tatsächlich gekommen war.

Er hatte nicht damit gerechnet. Sicher, er hatte geschrieben und um ein Treffen gebeten, aber er war überzeugt gewesen, dass Paul Flanner dem Brief keine Beachtung schenken würde. Flanner war ein einflussreicher Arzt, er wurde von Anwälten mit bunten Krawatten und breiten Gürteln vertreten, und niemand schien sich im letzten Jahr auch nur im Mindesten um ihn, Robert Torrelson, oder um seine Familie gekümmert zu haben. So waren sie eben, die reichen Leute in der Stadt. Er für seinen Teil war froh, dass er sein Leben lang nichts mit Menschen zu tun gehabt hatte, die ihren Lebensunterhalt damit verdienten, dass sie Papiere hin- und herschoben, und die sich nur wohl fühlten, wenn die Temperatur exakt zweiundsiebzig Grad Fahrenheit betrug. Er gab sich nicht gern mit Menschen ab, die sich für etwas Besseres hielten, nur weil sie eine bessere Schulbildung hatten oder mehr Geld und ein größeres Haus. Als er nach der Operation mit Paul Flanner gesprochen hatte, war er ihm wie einer von denen vorgekommen. Er wirkte steif und unnahbar, und als er das Geschehen erklärte, tat er es mit knappen, präzisen Worten, sodass Robert den Eindruck gewann, Flanner würde wegen dieser Angelegenheit keine Minute Schlaf verlieren.

Und das war nicht recht.

Roberts Leben war von anderen Werten bestimmt, von Werten, die sein Vater und sein Großvater und auch schon dessen Großvater davor in Ehren gehalten hatten. Er konnte seinen Stammbaum auf den Outer Banks fast zweihundert

Jahre zurückverfolgen. Über Generationen hatten sie in den Gewässern des Pamlico Sound gefischt, zu einer Zeit, als das Gebiet noch ungeheuer fischreich war, sodass ein Mann, wenn er sein Netz auswarf, so viele Fische darin fing, dass er den Bug seines Bootes füllen konnte. Doch all das war jetzt anders. Jetzt gab es Quoten und Regeln und Genehmigungen und große Gesellschaften, und alle stürzten sich auf die wenigen Fische, die es in den Gewässern noch gab. Wenn Robert heute mit dem Boot hinausfuhr, schätzte er sich häufig schon glücklich, wenn er so viel fing, dass er von dem Erlös das Benzin bezahlen konnte, das er gebraucht hatte.

Robert Torrelson war siebenundsechzig Jahre alt, sah aber zehn Jahre älter aus. Sein fleckiges Gesicht war wettergegerbt und sein Körper gebeugt. Er hatte eine lange Narbe auf der linken Gesichtshälfte, die vom Auge bis zum Ohr verlief. In den Händen litt er unter schmerzhafter Arthritis, und an seiner rechten Hand fehlte seit vielen Jahren der Ringfinger, der ihm beim Netzeinholen in einer Winde abgerissen worden war.

Jill hatte daran keinen Anstoß genommen. Doch jetzt war sie nicht mehr da.

Auf dem Schreibtisch stand ein Bild von ihr, und Robert sah es immer wieder lange an, wenn er allein im Zimmer war. Er vermisste so vieles, was mit ihr zu tun hatte: wie sie ihm die Schultern massiert hatte, wenn er an einem kalten Winterabend zurück ins Haus kam, wie sie zusammen auf der hinteren Veranda gesessen und Musik aus dem Radio gehört hatten. Wie sie gerochen hatte, wenn sie sich Deodorantpuder auf die Brust gestäubt hatte – ein klarer, sauberer Duft, frisch wie bei einem Neugeborenen.

Paul Flanner hatte ihm all das genommen. Jill wäre noch am Leben, daran zweifelte er nicht, wenn sie an jenem Tag nicht ins Krankenhaus gegangen wäre.

Sein Sohn hatte dem Arzt seine Meinung gesagt. Nun war er an der Reihe.

Adrienne bog auf den kleinen Kiesplatz vor dem Supermarkt ein. Das Geschäft war noch geöffnet, stellte sie mit einem erleichterten Aufatmen fest.

Drei Autos waren kreuz und quer auf dem Platz geparkt, und auf jedem lag eine dünne Salzschrift. Ein paar ältere Männer mit Baseball-Mützen standen vor dem Gebäude, rauchten und tranken Kaffee. Als Adrienne aus dem Auto stieg, sahen sie zu ihr herüber und unterbrachen ihre Unterhaltung. Sie ging an ihnen vorbei in den Laden, und die Männer nickten ihr zur Begrüßung zu.

Das Geschäft war typisch für Supermärkte in ländlichen Gegenden: ein blank gescheuerter Holzfußboden, Deckenventilatoren, und die Regale voll gestopft mit den verschiedensten Artikeln. Neben der Kasse stand ein kleines Fass mit Dillgurken, daneben ein anderes mit gerösteten Erdnüssen. Weiter hinten befand sich eine Theke, an der frisch gegrillte Burger und Fischbrötchen verkauft wurden, und der Geruch von Gebratenem hing in der Luft. Die Eismaschine stand in einer Ecke neben den Kühlfächern mit Bier und anderen Getränken, und Adrienne ging darauf zu. Als sie die Hand auf den Türgriff an der Eismaschine legte, sah sie sich plötzlich in der verspiegelten Scheibe. Sie hielt inne und hatte das Gefühl, als sähe sie sich mit fremden Augen.

Wie lange war es her, dass jemand, den sie eben erst kennen gelernt hatte, sie hatte küssen wollen? Hätte jemand sie vor ihrer Fahrt hierher danach gefragt, hätte sie geantwortet: Seit ich mit Jack zusammen war, niemand. Jack war ihr Ehemann, und zu den achtzehn Ehejahren kamen noch die zwei Jahre, die sie zusammen gewesen waren, bevor sie heirateten, sodass es schon fast dreiundzwanzig Jahre her war, dass Adrienne von einem Fremden umworben wurde.

Hätte Jack sie nicht verlassen, hätte sie mit diesem Wissen gelebt und sich nicht weiter daran gestört. Doch jetzt, in diesem Moment, berührte es sie sehr. Über die Hälfte ihres Lebens war

verstrichen, ohne dass ein attraktiver Mann Interesse an ihr gefunden hätte. Und auch wenn sie sich einredete, dass sie sich aus Vernunftgründen so abweisend verhalten hatte, musste sie doch zugeben, dass die dreiundzwanzig Jahre ohne Übung dabei durchaus eine Rolle gespielt hatten.

Sie fand Paul anziehend, das konnte sie nicht leugnen. Er sah gut aus und war interessant, und er hatte einen ganz speziellen Charme. Außerdem gab er ihr das Gefühl, begehrtestens zu sein. Aber das war es nicht allein, was sie anzog, sondern es war vor allem sein aufrichtiger Wunsch, sich zu verändern und ein besserer Mensch zu werden. Adrienne hatte schon früher Menschen kennen gelernt, die so ähnlich waren wie er, denn auch unter Anwälten gab es Workaholics, genau wie bei Ärzten. Aber noch nie war sie jemandem begegnet, der den Entschluss gefasst hatte, sein Leben so radikal zu verändern, und der seine Entscheidung dann mit einer Zielstrebigkeit und Konsequenz umsetzte, wie es für die meisten Menschen beängstigend und unvorstellbar war.

Darin lag etwas Edles, fand Adrienne. Paul wollte den Unzulänglichkeiten, die er bei sich erkannte, entgegenwirken, er wollte eine Beziehung zu seinem entfremdeten Sohn aufbauen, und er war hierher gekommen, weil ein Fremder, der Wiedergutmachung von ihm verlangte, sich ein Treffen mit ihm gewünscht hatte.

Was war das für ein Mensch, der so etwas tat? Welche Stärke musste er haben? Welchen Mut? Mehr, als sie selbst aufzubringen imstande wäre. Mehr als andere Menschen, die sie kannte, aufbringen würden. Und es schmeichelte ihr sehr – auch wenn sie es gern geleugnet hätte –, dass ein solcher Mensch sie attraktiv fand.

Während ihr diese Gedanken durch den Kopf gingen, nahm sie die beiden letzten Beutel mit Eiswürfeln und eine Styropor-Kühlbox und trug die Dinge zur Kasse. Sie bezahlte und ging hinaus zum Auto. Einer der alten Männer stand noch immer

vor dem Geschäft, und als sie ihm zunickte, machte sie ein Gesicht wie jemand, der am selben Tag bei einer Hochzeit und einer Beerdigung gewesen war.

Während ihrer kurzen Abwesenheit war der Himmel noch dunkler geworden, und als sie aus dem Wagen stieg, zerrte der Wind an ihr. Er piffte um die Pension und klang ganz unheimlich, so, als würde auf einer Gespensterflöte ein einzelner Ton geblasen. Die Wolken wirbelten umher, ballten sich zusammen und zogen aufgetürmt dahin. Das Meer war übersät von weißen Schaumkronen, und die Wellen stiegen weit über die Flutmarke des Vortages.

Als Adrienne das Eis aus dem Wagen holte, sah sie Paul durch das Tor kommen.

»Haben Sie ohne mich angefangen?«, rief sie ihm zu.

»Nein, das nicht. Ich habe mich nur vergewissert, ob wir alles finden.« Er deutete auf ihre Einkäufe. »Brauchen Sie Hilfe?«

Adrienne schüttelte den Kopf. »Es geht schon. Es ist nicht schwer.« Sie ging auf das Haus zu. »Ich fange drinnen an. Haben Sie etwas dagegen, wenn ich in Ihrem Zimmer die Fensterläden schließe?«

»Nein, natürlich nicht, machen Sie nur.«

Adrienne stellte die Kühlbox neben dem Kühlschrank ab, schlitzte die Beutel mit den Eiswürfeln auf und schüttete sie in die Box. Sie nahm ein Stück Käse, das Obst, das vom Frühstück übrig geblieben war, und die Hühnchenreste vom Abend zuvor aus dem Kühlschrank und legte alles zwischen die Eiswürfel. Kein Festmahl, dachte sie, aber doch ganz gut, wenn es nichts anderes mehr gibt. Als sie feststellte, dass noch Platz war, legte sie eine von den Weinflaschen obenauf. Ein verbotenes Prickeln durchrieselte sie bei dem Gedanken, dass sie den Wein irgendwann später mit Paul trinken würde.

Sie verdrängte das Gefühl und machte sich daran, im Erdgeschoss die Fensterläden von innen zu verriegeln und alle

Fenster fest zu schließen. Im Obergeschoss kümmerte sie sich zuerst um die unbenutzten Schlafzimmer und betrat dann das Zimmer, in dem Paul schlief.

Sofort fiel ihr auf, dass er sein Bett gemacht hatte. Die Seesäcke lagen gefaltet neben der Kommode. Die Kleidung, die er in der Frühe getragen hatte, war schon weggeräumt, und seine Laufschuhe standen ordentlich nebeneinander an der Wand. Meine Kinder könnten von ihm lernen, wie man sein Zimmer in Ordnung hält, dachte Adrienne.

Als sie im Bad das kleine Fenster verriegelte, fiel ihr Blick auf die Seifenschale und den Rasierpinsel, der mit dem Rasierer auf der Ablage neben dem Waschbecken lag. Eine Flasche Rasierwasser stand auch dabei. Unvermutet hatte sie das Bild vor Augen, wie er frühmorgens am Waschbecken gestanden hatte, und in dem Moment wusste sie intuitiv, dass er sich ihre Nähe gewünscht hatte.

Sie schüttelte den Kopf und kam sich ein wenig wie ein Teenager vor, der im Schlafzimmer der Eltern herumspioniert. Sie trat an das Fenster neben seinem Bett. Als sie es schloss, sah sie, wie Paul draußen gerade einen der Schaukelstühle unter der Veranda verstaute.

Er bewegte sich, als sei er noch zwanzig Jahre jünger. Ganz anders als Jack. Im Laufe der Jahre hatte Jack infolge der vielen Cocktails an Leibesfülle gewonnen, und wenn er körperliche Arbeiten verrichtete, ging ein leichtes Vibrieren durch seinen dicken Bauch.

Paul war nicht so. Paul ähnelte Jack in keiner Beziehung, und während Adrienne in seinem Zimmer stand, stieg ein vages Gefühl gespannter Erwartung in ihr auf, vielleicht vergleichbar mit dem Gefühl eines Spielers, der beim Würfelspiel auf einen Glückswurf hoffte.

Indessen ordnete Paul die Dinge, die er zum Schutz des Hauses gefunden hatte. Die Sturmfenster aus Aluminium waren fünfundsiebzig Zentimeter mal ein Meter achtzig groß,

und die Beschriftung mit wasserfestem Marker zeigte ihm, für welches Fenster jedes gedacht war. Paul stellte sie in Gruppen bereit und überlegte sich, wie er vorgehen sollte.

Er war gerade mit den Vorbereitungen fertig, als Adrienne nach unten kam. In der Ferne erklang Donnergrollen. Sie spürte, wie es kälter wurde.

»Wie kommen Sie voran?«, fragte sie. Ihre eigene Stimme klang fremd, fand sie, als spräche eine andere Frau diese Worte.

»Es ist leichter, als ich dachte«, sagte er. »Ich muss nur die Fenster auf Nut einschieben und in die Halterung führen, und dann werden sie mit diesen Bügeln befestigt.«

»Und was ist mit den Balken zur Sicherung?«

»Das geht auch ganz leicht. Die Einschübe sind schon angebracht, und ich brauche nur die Balken reinzulegen und mit ein paar Nägeln festzuhämmern. Jean hatte Recht, einer allein kann das gut schaffen.«

»Meinen Sie, es dauert lange?«

»Vielleicht eine Stunde. Sie können drinnen bleiben, wenn Sie wollen.«

»Kann ich nicht auch etwas tun? Ihnen helfen, meine ich.«

»Eigentlich nicht. Aber wenn Sie mögen, können Sie mir Gesellschaft leisten.«

Adrienne lächelte. Ihr gefiel der einladende Ton in seiner Stimme. »Das mache ich sehr gern.«

Während der nächsten Stunde brachte Paul nach und nach die Sturmfenster an. Adrienne begleitete ihn. Er merkte, dass ihr Blick auf ihm ruhte, und spürte die gleiche Verlegenheit wie am Morgen, als sie seine Hand losgelassen hatte.

Nach wenigen Minuten setzte ein leichter Regen ein, der bald heftiger wurde. Adrienne suchte an der Hauswand Schutz, doch das nützte bei dem böigen Wind nicht viel. Paul arbeitete weder schneller noch langsamer – es schien, als könnten ihm Wind und Regen nichts anhaben.

Wieder war ein Fenster versorgt, und das nächste folgte: Sturmfenster in die Halterung stecken, den Bügel drüberlegen, die Leiter zum nächsten Fenster tragen. Als Paul die Sturmfenster angebracht hatte und mit den Balken anfang, zuckten bereits Blitze über das Wasser, und der Regen prasselte heftiger. Paul arbeitete unermüdlich weiter. Jeder Nagel wurde mit vier Schlägen versenkt, so regelmäßig, dass man denken konnte, er arbeitete seit Jahren als Zimmermann.

Trotz des Regens unterhielten sie sich. Adrienne fiel auf, dass er über Unverfängliches sprach, damit nicht der Eindruck entstehen konnte, er wolle sie bedrängen. Paul erzählte ihr von Reparaturen, die er mit seinem Vater auf der Farm ausgeführt hatte, und dass er in Ecuador ähnliche Arbeiten machen würde und froh war, hier schon einmal einen Vorgeschmack zu bekommen.

Während Adrienne ihm zuhörte, wurde ihr klar, dass Paul ihr Raum gab, weil er glaubte, sie brauche und wolle es so. Doch sie erkannte immer deutlicher, dass sie nichts weniger im Sinn hatte, als ihn auf Distanz zu halten.

Alles an ihm erregte in ihr ein Verlangen nach etwas, das sie bisher nicht gekannt hatte: seine Art, auch schwere Arbeit ganz leicht erscheinen zu lassen, die kraftvollen Beine in den Jeans, seine Augen, die immer das spiegelten, was er gerade dachte oder fühlte. Während sie im strömenden Regen in seiner Nähe stand, spürte sie die Anziehung des Menschen, der er war, und des Menschen, der sie sein wollte.

Als er fertig war, waren seine Jacke und sein Sweatshirt vom Regen durchweicht, und sein Gesicht war von der Kälte gerötet. Nachdem er die Leiter und die Werkzeuge unter der Veranda in Sicherheit gebracht hatte, kam er die Stufen herauf. Adrienne wartete auf ihn. Sie hatte sich die Haare aus dem Gesicht gestrichen. Die kleinen Locken waren verschwunden, ebenso jede Spur von Make-up. An dessen Stelle war ihre natürliche Schönheit getreten, und trotz der schweren Jacke,

die sie trug, erahnte Paul den warmen, weiblichen Körper darunter.

In dem Moment entfesselte der Sturm seine ganze Kraft. Ein langer, gezackter Blitz verband Himmel und Meer, und der Donner krachte, als hätte es irgendwo eine große Explosion gegeben. Der Wind toste und bog die Äste der Bäume mit Macht. Der Regen kam schräg von der Seite, als wollte er der Schwerkraft trotzen.

Einen Moment lang sahen Adrienne und Paul dem Naturschauspiel einfach zu. Doch dann schienen sie beide zu spüren, dass sie alles, was als Nächstes geschehen konnte, zulassen mussten. Sie drehten sich um und traten wortlos ins Haus.

ZWÖLF

Nass und durchgefroren, wie sie waren, gingen sie in ihre Zimmer. Paul stieg aus seinen Kleidern, drehte den Hahn in der Dusche auf, doch erst, als der Dampf hinter dem Vorhang hervorquoll, stellte er sich unter den heißen Strahl. Es dauerte eine Weile, bis sein Körper sich aufgewärmt hatte, und obwohl er besonders lange unter der Dusche verweilte und sich mit dem Anziehen Zeit ließ, war Adrienne noch nicht wieder aufgetaucht, als er nach unten kam.

Wegen der geschlossenen Fensterläden war es im Haus dunkel. Paul schaltete im Wohnzimmer das Licht an, bevor er in die Küche ging, um sich eine Tasse Kaffee zu machen. Der Regen prasselte heftig gegen die Sturmfenster, der Widerhall ließ das ganze Haus vibrieren. Donner, gleichzeitig nah und fern, grollte unablässig und erinnerte an den Lärm auf einem betriebsamen Rangierbahnhof. Paul ging mit dem Kaffee ins Wohnzimmer und trat zum Kamin.

Er öffnete den Schieber, schichtete drei Holzscheite so auf den Rost, dass die Luft dazwischen hindurchströmen konnte, und legte Anmachholz obenauf. Er suchte nach Streichhölzern und fand sie in einem Holzkistchen auf dem Kaminsims. Schwefelgeruch erfüllte die Luft, als Paul das erste Streichholz anzündete.

Das Anmachholz war trocken und fing schnell Feuer, und bald züngelten die Flammen an den Scheiten entlang, so dass sie zu knistern begannen, als würde Papier zusammengeknüllt. Nach wenigen Minuten sandte das brennende Eichenholz behagliche Wärme aus. Paul zog den Schaukelstuhl näher ans Feuer und streckte die Füße aus.

Wie angenehm, dachte er, aber irgendetwas stimmt noch nicht. Er stand auf, ging zum Lichtschalter und löschte das Licht.

Er lächelte. So ist es besser, dachte er. Viel besser.

Adrienne ließ sich Zeit. Sie hatte beschlossen, Jeans Rat zu befolgen und ein Bad zu nehmen. Als sie den Hahn zudrehte und in die Badewanne stieg, hörte sie das Wasser durch die Rohre laufen und wusste, dass Paul oben unter der Dusche stand. In dieser Vorstellung lag etwas Sinnliches, und Adrienne erschauerte mit einem wohligen Gefühl.

Noch vor zwei Tagen wäre eine solche Empfindung für sie undenkbar gewesen. Allein die Vorstellung, dass sie solche Gefühle entwickeln könnte, und dann noch für jemanden, den sie eben erst kennen gelernt hatte, wäre ihr nicht möglich gewesen. In ihrem Leben war für so etwas kein Platz, wenigstens nicht in letzter Zeit. Nichts war leichter, als alles auf die Kinder zu schieben oder sich zu sagen, dass ihre Verpflichtungen sie daran hinderten, so etwas zu erleben, doch es entsprach nicht ganz der Wahrheit. Es hatte auch mit ihr selbst zu tun, mit der Person, zu der sie seit ihrer Scheidung geworden war.

Ja, sie fühlte sich von Jack betrogen, und sie war wütend auf ihn – das verstand jeder. Aber wenn man wegen einer anderen Frau verlassen wurde, signalisierte das auch etwas anderes. Und so sehr sich Adrienne bemühte, nicht darüber nachzudenken, gab es doch Zeiten, zu denen es unumgänglich war. Jack hatte sich von ihr abgewandt, von dem Leben, das sie zusammen geführt hatten. Das war ein vernichtender Schlag für sie als Ehefrau und Mutter – aber auch für sie als Frau. Selbst wenn er, wie er behauptete, nicht vorgehabt hatte, sich in Linda zu verlieben, selbst wenn es einfach geschehen war, hatte er ja nicht einfach seinen Gefühlen nachgegeben, ohne bestimmte Entscheidungen zu treffen. Er musste über sein Handeln nachgedacht haben, über die Folgen, die daraus erwachsen würden, wenn er seine Zeit mit Linda verbrachte. Und so sehr er sich bemüht hatte, das, was geschehen war, herunterzuspielen, gab er Adrienne durch sein Verhalten am Ende doch zu verstehen, dass er Linda in jeder Hinsicht

bevorzugte und dass sie, Adrienne, für ihn weder die Zeit noch die Mühe wert war, seine Ehe zu retten.

Wie sollte sie auf diese umfassende Zurückweisung reagieren? Andere konnten leicht sagen, dass es nicht an ihr lag und dass Jack in einer Midlifecrisis steckte – es hatte dennoch Auswirkungen auf sie als Mensch. Und besonders auf sie als Frau. Es konnten schwerlich sinnliche Gefühle entstehen, wenn man sich nicht attraktiv fühlte. Und die drei Jahre nach der Scheidung, in denen sie nicht ein einziges Mal mit einem Mann verabredet gewesen war, verstärkten nur ihr Gefühl der Unzulänglichkeit.

Wie war sie mit diesem Gefühl umgegangen? Sie hatte all ihre Energie auf die Kinder konzentriert, auf ihren Vater, ihr Haus, ihre Arbeit, die Rechnungen. Ob bewusst oder unbewusst, sie hatte aufgehört, Dinge zu tun, die ihr Gelegenheit gaben, über sich selbst nachzudenken. Vorbei die entspannenden Gespräche mit Freundinnen am Telefon, vorbei die Spaziergänge und die Stunden in der Badewanne, vorbei auch die Arbeit im Garten. Obwohl Adrienne geglaubt hatte, ihr Leben bestens im Griff zu haben, erkannte sie jetzt, dass sie auf dem falschen Weg gewesen war.

Es hatte ihr nämlich nichts geholfen. Vom Aufwachen bis zum Schlafengehen war sie beschäftigt, es gab auch selten etwas, worauf sie sich freuen konnte. Ihr Tag bestand aus einer Aneinanderreihung von Pflichten, was sie immer wieder bis an den Rand der Erschöpfung trieb. Sie hatte alles aufgegeben, was das Leben lebenswert machte – mit dem Ergebnis, so erkannte sie plötzlich in aller Deutlichkeit, dass sie vergessen hatte, wer sie wirklich war.

Paul, so vermutete sie, hatte diese Tatsache längst erkannt. Und irgendwie war es ihr in den wenigen Stunden, die sie zusammen verbracht hatten, möglich geworden, es auch selbst wahrzunehmen.

Aber es ging nicht nur darum, die Fehler, die sie in der

Vergangenheit gemacht hatte, zu sehen. Es ging auch um die Zukunft und darum, wie sie fortan leben sollte. Was geschehen war, war geschehen, daran konnte sie nichts mehr ändern. Doch die Zukunft lag vor ihr, und sie wollte den Rest ihres Lebens nicht so verbringen wie die letzten drei Jahre.

Adrienne rasierte sich die Beine und blieb noch eine Weile in der Wanne liegen, bis der Schaum fast weg war und das Wasser langsam kalt wurde. Dann trocknete sie sich ab und nahm – sie wusste, dass Jean nichts dagegen gehabt hätte – die Lotion von der Konsole, mit der sie sich Beine und Bauch, dann Brüste und Arme einrieb und das belebende Gefühl auf der Haut genoss.

Anschließend hüllte sie sich in das Handtuch und ging zu ihrem Koffer. Aus reiner Gewohnheit griff sie nach einem Paar Jeans und einem Pullover, aber gleich darauf legte sie sie wieder weg. Wenn ich es ernst damit meine, dass ich mein Leben verändern will, dachte sie, dann sollte ich sofort damit anfangen.

Sie hatte nicht viel anderes in ihrem Koffer, schon gar keine festliche Kleidung, aber immerhin eine schwarze Hose und eine weiße Bluse, ein Weihnachtsgeschenk von Amanda. Adrienne hatte sie eingepackt in der vagen Hoffnung, dass sie vielleicht an einem Abend ausgehen würde, und obwohl jetzt von Ausgehen keine Rede sein konnte, schien es ihr angemessen, die Sachen anzuziehen.

Sie trocknete sich die Haare mit dem Föhn und bürstete sie. Dann legte sie Make-up auf: Wimperntusche, einen Hauch Rouge und Lippenstift, den sie vor ein paar Monaten bei Belk's gekauft, aber bisher selten benutzt hatte. Sie beugte sich zum Spiegel vor und trug eine Spur Lidschatten auf, nur so viel, dass die Farbe ihrer Augen betont wurde.

Als sie fertig war, zog und zupfte sie so lange an der Bluse, bis sie richtig saß, und lächelte bei dem Anblick, der sich ihr bot. Es war viel zu lange her, dass sie so ausgesehen hatte.

Sie trat aus dem Schlafzimmer, und als sie durch die Küche kam, roch sie frisch gebrühten Kaffee. Normalerweise würde sie zu dieser Stunde auch Kaffee trinken – schließlich war es noch Nachmittag –, doch statt sich eine Tasse einzugießen, holte sie die letzte Flasche Wein aus dem Kühlschrank, nahm den Korkenzieher und zwei Gläser und kam sich dabei sehr weltgewandt vor, als wäre sie endlich Herrin ihres Geschicks.

Sie trug die Sachen ins Wohnzimmer und sah, dass Paul das Kaminfeuer angezündet hatte. Irgendwie war das Zimmer verändert, als hätte es erahnt, wie sie sich fühlte. Pauls Gesicht wurde von dem Feuer erleuchtet, und Adrienne wusste, dass er ihre Nähe spürte, obwohl sie ganz leise war. Er drehte sich um und wollte etwas sagen, aber als er Adrienne erblickte, schloss er seinen Mund wieder. Er sah sie einfach nur an.

»Zu viel?«, fragte sie schließlich.

Paul schüttelte den Kopf. Seine Augen wichen nicht von ihr. »Nein ... überhaupt nicht. Sie sehen ... sehr schön aus.«

Adrienne lächelte verlegen. »Danke«, sagte sie. Ihre Stimme klang zart, fast war es ein Flüstern, eine Stimme aus anderen Zeiten.

Sie sahen sich unverwandt an, doch schließlich hob Adrienne die Flasche ein wenig in die Höhe. »Möchten Sie ein Glas Wein?«, fragte sie. »Ich weiß, Sie haben Kaffee gemacht, aber ich dachte, bei dem Wetter würde Wein vielleicht ganz gut passen.«

Paul räusperte sich. »Das klingt hervorragend. Soll ich die Flasche öffnen?«

Er erhob sich von seinem Sessel, und sie reichte ihm den Korkenzieher. Er öffnete die Flasche mit präzisen Handgriffen, dann hielt Adrienne ihm die Gläser entgegen, und er goss den Wein ein. Er stellte die Flasche auf den Tisch und nahm sein Glas. Sie setzten sich in die Schaukelstühle. Adrienne fiel auf, dass sie näher beieinander saßen als am Tag zuvor.

Sie nahm einen Schluck Wein, dann senkte sie das Glas auf

den Schoß. Sie war mit allem zufrieden: mit ihrem Aussehen, ihrer Stimmung, dem Wein, dem Zimmer. Die flackernden Flammen ließen die Schatten um sie herum tanzen. Der Regen trommelte an die Hauswände.

»Wie herrlich«, sagte sie. »Ich bin froh, dass Sie ein Feuer gemacht haben.«

In der sich erwärmenden Luft konnte Paul ihr Parfüm riechen. Er setzte sich in seinem Sessel anders hin. »Mir war noch immer kalt von der Arbeit draußen«, sagte er. »Ich habe das Gefühl, dass es von Jahr zu Jahr länger dauert, bis ich wieder warm werde.«

»Obwohl Sie so viel Sport treiben? Und ich dachte schon, Sie könnten dem Zahn der Zeit Einhalt gebieten.«

Er lachte leise. »Schön wär's.«

»Es scheint Ihnen einigermaßen zu gelingen.«

»Sie haben mich noch nicht kurz nach dem Aufwachen gesehen.«

»Aber dann gehen Sie doch laufen?«

»Davor, meine ich. Wenn ich aus dem Bett steige, kann ich mich kaum bewegen. Ich krieche herum wie ein alter Mann. Das viele Laufen hat über die Jahre auch seinen Tribut gefordert.«

Während sie sanft hin- und herschaukelten, beobachtete Paul den Widerschein der Flammen in Adriennes Augen.

»Haben Sie heute schon etwas von Ihren Kindern gehört?«, fragte er und versuchte, Adrienne nicht allzu deutlich anzustarren.

Sie nickte. »Sie haben heute Morgen angerufen, als Sie weg waren. Sie bereiten sich auf ihre Skiferien vor, wollten sich aber noch einmal melden, bevor es losgeht. Am Wochenende fahren sie nach Snowshoe, West Virginia. Sie freuen sich schon lange darauf.«

»Das hört sich verlockend an.«

»Ja, Jack macht so etwas gut. Wenn sie ihn besuchen, plant

er immer schöne Unternehmungen – als wäre das Leben bei ihm eine einzige große Party.« Sie schwieg einen Moment. »Aber das ist gut so. Er bekommt andererseits vieles nicht mit, und ich würde nicht mit ihm tauschen wollen. Die Zeit mit den Kindern kann man nicht zurückholen.«

»Ich weiß«, sagte er leise. »Ich weiß das nur zu gut, das können Sie mir glauben.«

Sie reagierte verlegen. »Entschuldigung. Ich hätte das nicht sagen sollen ...«

Paul schüttelte den Kopf. »Das macht doch nichts. Sie haben nicht von mir gesprochen, aber ich weiß, dass ich mehr versäumt habe, als ich je wieder aufholen kann. Wenigstens versuche ich jetzt zu handeln. Ich hoffe nur, dass es klappt.«

»Bestimmt.«

»Meinen Sie?«

»Ich weiß es. Ich glaube, Sie sind ein Mensch, dem fast alles gelingt, was er sich vornimmt.«

»Diesmal ist es wahrlich nicht leicht.«

»Warum nicht?«

»Mark und ich haben keine besonders gute Beziehung. Ehrlich gesagt – wir haben gar keine Beziehung. Wir haben seit Jahren kaum miteinander gesprochen.«

Adrienne sah ihn an und wusste nicht recht, was sie sagen sollte. »Das war mir nicht klar«, murmelte sie schließlich.

»Wie sollte es auch? Es ist nichts, womit ich mich unbedingt brüsten möchte.«

»Was werden Sie zu ihm sagen? Ich meine, wenn Sie ankommen?«

»Ich habe keine Ahnung.« Paul sah sie an. »Haben Sie einen Vorschlag? Sie scheinen sich ja ziemlich gut auf schwierige Situationen mit den Kindern zu verstehen.«

»Ich weiß nicht ... Ich glaube, ich müsste erst mal wissen, worin das Problem besteht.«

»Das ist eine lange Geschichte.«

»Wir haben viel Zeit – wenn Sie darüber sprechen möchten.«

Paul nahm einen Schluck aus seinem Glas, als wollte er sich Mut machen. In der nächsten halben Stunde, während draußen Wind und Regen immer heftiger tobten, erzählte er Adrienne von früher. Von der Zeit, als Mark noch klein und er selbst nie zu Hause war, bis hin zu dem Streit in dem Restaurant und seiner eigenen mangelnden Entschlusskraft, den Bruch zwischen sich und seinem Sohn zu heilen. Als er alles berichtet hatte, war das Feuer heruntergebrannt, und Adrienne war einen Moment lang still.

»Das ist ganz schön hart«, gab sie zu.

»Ich weiß.«

»Aber es ist nicht nur Ihr Fehler. Es gehören immer zwei dazu, wenn ein Streit nicht beigelegt wird.«

»Das klingt schön, aber es hilft mir nicht weiter.«

»Aber es stimmt trotzdem.«

»Was soll ich tun?«

»Ich würde Ihnen raten, Ihren Sohn nicht zu sehr zu bedrängen. Ich glaube, Sie müssen sich erst kennen lernen, bevor Sie anfangen, über die Schwierigkeiten zu sprechen, die Sie miteinander hatten und vielleicht noch haben.«

Paul lächelte und dachte über ihre Worte nach. »Wissen Sie, ich hoffe, Ihre Kinder erkennen, wie klug ihre Mutter ist.«

»Bisher erkennen sie es nicht. Aber ich habe die Hoffnung noch nicht aufgegeben.«

Er lachte. Ihm fiel auf, dass Adriennes Haut in dem sanften Licht leuchtete. Ein Holzscheit sandte Funken in den Kamin hinauf. Paul goss Wein nach.

»Wie lange wollen Sie in Ecuador bleiben?«, fragte sie.

»Ich weiß es noch nicht. Das hängt wahrscheinlich von Mark ab – wie lange er mich dort haben will.« Paul schwenkte den Wein in seinem Glas und sah Adrienne dann an. »Aber ich nehme an, dass ich mindestens ein Jahr dort bleiben werde. Zumindest habe ich das dem Direktor der Gesellschaft gesagt.«

»Und dann kommen Sie wieder zurück?«

Er zuckte mit den Schultern. »Wer weiß? Ich könnte im Grunde überall hingehen. Es ist nicht gerade so, dass mich etwas mit aller Macht nach Raleigh zieht. Um ehrlich zu sein, ich habe noch nicht darüber nachgedacht, was ich tun werde, wenn ich wiederkomme. Vielleicht passe ich auf Frühstückspensionen auf, wenn die Besitzer verreist sind.«

Adrienne lachte. »Ich glaube, das würde Sie schnell langweilen.«

»Aber ich wäre sehr nützlich, wenn ein Unwetter naht.«

»Schon, aber Sie müssten kochen lernen.«

»Da haben Sie Recht.« Paul sah sie von der Seite an. Sein Gesicht lag halb im Schatten. »Vielleicht ziehe ich einfach nach Rocky Mount und überlege mir dann etwas.«

Bei diesen Worten schoss Adrienne das Blut in die Wangen. Sie schüttelte den Kopf und wandte sich ab.

»Sagen Sie so etwas nicht.«

»Was soll ich nicht sagen?«

»Dinge, die Sie nicht ernst meinen.«

»Wieso glauben Sie, dass ich es nicht ernst meine?«

Adrienne sah ihm nicht in die Augen und wollte ihm auch nicht antworten.

Er sah, wie ihre Brust sich beim Atmen hob und senkte. Er sah auch, dass sich ein Schatten der Angst auf ihr Gesicht gelegt hatte, aber er wusste nicht, ob der Grund dafür war, dass sie die Vorstellung, er könne nach Rocky Mount ziehen, anziehend fand und befürchtete, er meine es *nicht* ernst. Oder ob der Grund dafür war, dass sie die Idee vermessen fand und befürchtete, er meine es *sehr wohl* ernst. Er beugte sich zu ihr hinüber und legte ihr die Hand auf den Arm. Als er zu sprechen anhub, war seine Stimme ganz sanft, als wollte er ein Kind trösten.

»Es tut mir Leid, ich wollte Ihnen nicht zu nahe treten«, sagte er, »aber dieses Wochenende ... ich habe nicht gewusst,

dass es so etwas gibt. Ich meine, es ist wie ein Traum. *Sie* sind wie ein Traum.«

Die Wärme seiner Hand schien bis in ihr Innerstes vorzudringen.

»Es ist auch für mich etwas Besonderes«, sagte sie leise.

»Aber Sie teilen meine Gefühle nicht.«

Sie sah ihn an. »Paul ... ich ...«

»Nein, Sie müssen nichts sagen ...«

Sie ließ ihn nicht ausreden. »Doch, ich muss etwas sagen. Sie haben eine Antwort verdient.« Adrienne machte eine Pause und ordnete ihre Gedanken. »Als Jack und ich uns getrennt haben, war das mehr als nur das Ende einer Ehe. Es hat auch allem, was ich mir für die Zukunft erhofft hatte, ein Ende gemacht. Und es war das Ende des Lebens, das ich geführt hatte. Ich dachte, ich würde damit zurechtkommen, und ich habe es auch versucht. Die Welt schien sich nicht dafür zu interessieren, wer ich war. Männer im Allgemeinen haben sich nicht für mich interessiert, und deshalb habe ich mich in eine Art Schneckenhaus zurückgezogen. Das ist mir an diesem Wochenende klar geworden, und ich muss das wohl noch verdauen.«

»Ich verstehe nicht ganz, was Sie mir damit sagen wollen.«

»Ich möchte Sie mit meinen Worten nicht vergraulen. Ich möchte Sie wiedersehen. Sie sind charmant und intelligent, und diese beiden Tage bedeuten mir mehr, als Sie sich wahrscheinlich vorstellen können. Aber dass Sie nach Rocky Mount ziehen? Ein Jahr ist eine lange Zeit, und man kann nicht wissen, wie wir uns bis dahin entwickelt haben. Denken Sie nur daran, wie sehr Sie sich in den letzten sechs Monaten verändert haben! Können Sie mir mit Gewissheit sagen, dass Sie in einem Jahr noch genauso fühlen werden wie jetzt?«

»Ja«, sagte er, »das kann ich.«

»Wieso sind Sie so sicher?«

Der Wind hatte mittlerweile Sturmstärke erreicht und heulte

um das Haus. Der Regen trommelte unvermindert gegen die Wände und auf das Dach, und das alte Haus ächzte.

Paul stellte sein Weinglas ab. Er sah Adrienne an und wusste, dass er noch nie einen schöneren Menschen gesehen hatte.

»Weil Sie der einzige Grund wären, warum ich überhaupt zurückkommen würde«, sagte er.

»Paul ... nicht ...«

Sie schloss die Augen, und einen Moment lang glaubte Paul, die Sache sei aussichtslos. Der Gedanke ängstigte ihn mehr, als er für möglich gehalten hätte, und er spürte, wie auch der letzte Rest seines Zögerns schwand. Er stand auf und trat an ihre Seite. Mit einer sanften Berührung drehte er ihr Gesicht zu sich. Er wusste, dass er sich in sie verliebt hatte, mit allem, was zu ihr gehörte.

»Adrienne ...«, flüsterte er, und als Adrienne endlich seinen Blick erwiderte, sah sie die Gefühle in seinen Augen.

Er konnte die entscheidenden Worte nicht aussprechen, aber wie bei einer plötzlichen Eingebung war es so, als hörte sie sie, und das war in dem Moment genug.

Denn in diesem Augenblick erkannte sie, dass auch sie in ihn verliebt war.

Eine ganze Weile lang schienen beide unfähig, sich zu rühren, bis Paul nach Adriennes Hand griff. Mit einem Seufzer ließ sie es zu, und als er mit dem Daumen behutsam über ihren Handrücken strich, lehnte sie sich zurück.

Paul lächelte und wartete auf eine Reaktion, aber Adrienne schien damit zufrieden zu sein, einfach still dazusitzen. Paul wusste nicht recht, was er tun sollte. Er konnte ihren Gesichtsausdruck nicht deuten, hoffte jedoch, dass alles darin lag, was auch er selbst empfand: Hoffnung und Angst, Verwirrung und Einverständnis, Leidenschaft und Zurückhaltung. Weil er glaubte, Adrienne brauche noch einen Moment, ließ er ihre Hand los und stand auf.

»Ich werde mal Holz nachlegen«, sagte er, »das Feuer ist schon halb heruntergebrannt.«

Sie nickte und beobachtete durch halb geschlossene Lider, wie er vor dem Feuer in die Hocke ging und seine Jeans sich eng um seine Schenkel spannten.

Das ist bestimmt nicht die Wirklichkeit, sagte sie sich. Sie war fünfundvierzig Jahre alt und kein Teenager mehr! Sie war erwachsen genug, um zu wissen, dass so etwas nicht wirklich geschehen konnte. Es war eine Kombination von tausend Dingen – aber Liebe konnte es nicht sein ...

Und dennoch, während sie Paul zusah, wie er ein weiteres Holzscheit auf das Feuer legte und ruhig in die Flammen blickte, da wusste sie mit Gewissheit, dass es Liebe war. Der unmissverständliche Ausdruck in seinen Augen, das Zittern in seiner Stimme, als er ihren Namen geflüstert hatte ... Sie wusste, dass seine Gefühle wahrhaftig waren. Und ihre eigenen auch.

Aber was bedeutete das? Für ihn, für sie? Zu wissen, dass er sie liebte, war zwar wunderbar, aber es ging auch noch um etwas anderes. Sein Blick hatte nämlich auch von Begierde gesprochen, und das machte ihr noch mehr Angst, als zu wissen, dass er sie liebte. Körperliche Liebe, so hatte sie immer geglaubt, war mehr als nur eine angenehme Begegnung zweier Menschen – sie umfasste alles, was ein Paar miteinander teilte: Vertrauen und Verbundenheit, Hoffnungen und Träume, ein Versprechen, die Zukunft gemeinsam zu bestehen, was immer sie bringen mochte. Adrienne hatte nie verstanden, wie Menschen sich für eine Nacht treffen oder alle paar Monate eine neue Liebschaft anfangen konnten. Das machte aus dem Liebesakt etwas Belangloses, als wäre körperliche Liebe nicht mehr als ein Abschiedskuss vor der Haustür.

Adrienne wusste, dass sich alles verändern würde, wenn sie ihrem Verlangen nachgab. Sie würde eine Schwelle, die ihr Verstand errichtet hatte, überqueren, und von dort gäbe es kein

Zurück. Wenn sie sich der körperlichen Liebe mit Paul hingab, bedeutete das, dass sie für den Rest ihres Lebens verbunden wären, und sie bezweifelte, ob sie dazu bereit war.

Außerdem wusste sie nicht, ob sie es überhaupt konnte. Jack war der einzige Mann, mit dem sie je körperlich zusammen gewesen war. Und nicht nur das, er war achtzehn Jahre lang auch der einzige Mann gewesen, mit dem sie körperlich zusammen sein wollte. Die Aussicht, etwas Ähnliches mit einem anderen Mann zu erleben, machte ihr Angst. Körperliche Liebe war ein sanfter Tanz des Gebens und Nehmens, und der Gedanke, dass sie Paul enttäuschen könnte, reichte schon beinahe aus, dem Ganzen auf der Stelle ein Ende zu bereiten.

Aber sie konnte sich nicht halten. Jetzt nicht mehr. Nicht, nachdem er sie so angesehen hatte, nicht bei den Gefühlen, die sie für ihn empfand.

Ihr Hals war trocken, und ihre Beine zitterten, als sie aufstand. Paul hockte noch immer vor dem Kamin. Adrienne trat zu ihm und legte ihre Hand auf die weiche Einbuchtung zwischen seinem Hals und den Schultern. Pauls Muskeln spannten sich einen Moment lang an, doch als er den Atem ausstieß, entspannten sie sich wieder. Er drehte sich um und sah zu ihr auf, und in diesem Augenblick spürte sie, wie ihr Widerstand endgültig zerbrach.

Es fühlte sich gut an. *Er* fühlte sich gut an, und sie wusste, dass sie zulassen durfte, was jetzt unweigerlich geschehen würde.

Blitze durchzuckten den Himmel. Wind und Regen hämmerten gegen die Mauern. Im Zimmer wurde es wärmer, denn die Flammen loderten mittlerweile recht hoch.

Paul stand auf. Mit zärtlichem Gesichtsausdruck nahm er Adriennes Hand. Sie erwartete, dass er sie küssen würde, doch das tat er nicht. Statt dessen presste er ihre Hand an seine Wange, und dabei schloss er die Augen, als wollte er die Berührung auf seiner Haut für immer in sein Gedächtnis

eingraben.

Paul küsste ihren Handrücken, bevor er die Hand losließ. Dann öffnete er die Augen, neigte den Kopf und zog Adrienne an sich. Seine Lippen streiften in Schmetterlingsküssen an ihrer Wange entlang und fanden schließlich ihre Lippen.

Als er die Arme um sie schloss, lehnte sie sich an ihn. Sie spürte, wie sich ihre Brüste an seine Rippen pressten, sie fühlte seine raue Wange, als er sie zum zweiten Mal küsste.

Er fuhr ihr mit der Hand über den Rücken, und sie öffnete die Lippen und spürte seine feuchte Zunge. Er küsste ihren Hals, ihre Wange, und als seine Hand über ihren Bauch streichelte, war die Berührung wie ein leichter Stromschlag. Ihr stockte der Atem, weil seine Hände auch ihre Brüste berührten, und sie küssten sich immer wieder, während die Welt um sie herum langsam zu zerfließen begann.

Sie hatten den entscheidenden Schritt getan, sie beide, und während sie noch näher aneinander rückten und sich fest umschlungen hielten, schien es gleichzeitig, als wollten sie die schmerzlichen Erinnerungen an die Vergangenheit bannen.

Paul vergrub seine Hände in Adriennes Haar. Sie legte ihren Kopf an seine Brust und hörte seinen Herzschlag, der so schnell ging wie ihrer.

Und als sie sich endlich voneinander lösten, griff sie nach seiner Hand.

Sie machte einen kleinen Schritt zurück und zog ihn dann sanft zur Treppe und in das Zimmer im ersten Stock.

DREIZEHN

Amanda saß in der Küche und sah ihre Mutter unverwandt an.

Seit Adrienne mit ihrer Erzählung begonnen hatte, hatte sie kein Wort gesagt und nur zwei Gläser Wein getrunken, das zweite ein wenig hastiger als das erste. Jetzt schwiegen beide, und Adrienne spürte, dass Amanda gespannt auf die Fortsetzung wartete.

Aber Adrienne konnte Amanda das, was folgte, nicht erzählen, und es war im Grunde auch nicht nötig. Amanda war erwachsen. Sie wusste, was es bedeutete, wenn sich ein Mann und eine Frau vereinten. Auch war sie alt genug, um zu wissen, dass dies, so wunderbar dieser Teil der gegenseitigen Entdeckung auch war, eben nur das war: ein *Teil*. Adrienne liebte Paul. Hätte er ihr nicht so viel bedeutet und wäre es an jenem Wochenende bei einer rein körperlichen Begegnung geblieben, dann gäbe es nichts, woran sie sich erinnern würde, außer ein paar angenehmen Momenten, deren Besonderheit darin lag, dass sie die lange Zeit des Alleinseins unterbrachen. Doch was Adrienne und Paul verband, waren Gefühle, die allzu lange vergraben gelegen hatten, Gefühle, die es nur für sie beide gab, für sie allein.

Hinzu kam, dass Amanda ihre Tochter war. Vielleicht war es altmodisch, aber über die Einzelheiten ihrer Liebesnacht zu sprechen, wäre Adrienne unangemessen erschienen. Es gab Frauen, die über solche Dinge sprechen konnten, aber Adrienne verstand nicht, wie ihnen das möglich war. Für sie war das Schlafzimmer immer der Ort der privaten Geheimnisse gewesen.

Aber selbst wenn sie davon hätte erzählen wollen, hätte sie wohl nicht die richtigen Worte gefunden. Wie sollte sie das Gefühl beschreiben, das sie durchfuhr, als Paul ihr die Bluse aufknöpfte? Oder den Schauer, der ihren ganzen Körper erzittern ließ, als er mit seinem Finger zart über ihren Bauch

strich? Oder wie heiß im Moment der Vereinigung ihre Haut war? Oder ihre Empfindung bei seinen Küssen und das Gefühl, als sie ihre Finger auf seine Haut presste? Oder das Geräusch seines und ihres Atems, und wie es lauter wurde, als sie sich wie ein einziger Körper zu bewegen begannen?

Nein, von diesen Dingen wollte sie nicht sprechen. Sie würde es der Fantasie ihrer Tochter überlassen, sich vorzustellen, was passiert war. Adrienne wusste, dass es nur der Fantasie gelingen konnte, eine Spur jener Magie zu erfassen, die sie in Pauls Armen verspürt hatte.

»Mom?«, flüsterte Amanda schließlich.

»Willst du wissen, wie es weiterging?«

Amanda schluckte verlegen.

»Es ging weiter«, war alles, was Adrienne dazu sagte.

»Du meinst ...?«

»Ja«, sagte sie noch einmal.

Amanda trank einen Schluck Wein. Sie nahm all ihren Mut zusammen. »Und ...?«

Adrienne beugte sich vor, als fürchtete sie, dass noch jemand sie hören könnte.

»Ja«, flüsterte sie. Und mit diesem Wort wanderte ihr Blick zur Seite und in die Vergangenheit.

Sie liebten sich an jenem Nachmittag und verbrachten den Rest des Tages im Bett. Während draußen das Unwetter wütete – losgerissene Zweige und windgepeitschte Bäume schlugen gegen das Haus –, hielt Paul Adrienne im Arm, presste seine Lippen an ihre Wangen. Sie tauschten ihre Erinnerungen an die Vergangenheit und ihre Träume für die Zukunft aus und waren voll des Wunders darüber, dass ihre Gedanken und Gefühle zu diesem Moment geführt hatten.

Die Erfahrung war für Adrienne ebenso neu wie für Paul. In den letzten Jahren ihrer Ehe mit Jack – vielleicht während der meisten ihrer Ehejahre, so hatte sie plötzlich gedacht – war die körperliche Liebe eine beiläufige Angelegenheit gewesen: ohne

große Leidenschaft und von kurzer Dauer. Ohne Nachhall, weil sie der Zärtlichkeit entbehrte. Und nur selten sprachen sie danach miteinander, weil Jack sich für gewöhnlich auf die Seite drehte und sofort einschlief.

Paul jedoch hielt sie noch stundenlang im Arm, und seine zärtliche Umarmung sagte ihr, dass ihm dies ebenso wichtig war wie der Akt der Intimität, den sie gemeinsam erlebt hatten. Er küsste ihre Haare und ihr Gesicht, und wenn er ihren Körper streichelte, sagte er ihr immer wieder, wie schön sie sei. Und er bewunderte sie, weil sie sich so feierlich und bewusst der Liebe geöffnet habe.

Wegen der verschlossenen Fensterläden konnten sie nicht sehen, dass der Himmel sich zu einem zornigen Schwarz verdüstert hatte. Vom Wind getriebene Wellen brachen sich an den Dünen und wuschen sie fort, und das Wasser umspülte die Grundmauern des Hauses. Die Antenne auf dem Dach wurde aus ihrer Verankerung gerissen und stürzte zu Boden. Sand und Regen krochen durch die Ritzen der hinteren Tür, die vom Sturm in den Angeln gerüttelt wurde. Irgendwann gegen Morgen fiel der Strom aus. Adrienne und Paul liebten sich ein zweites Mal, in völliger Dunkelheit und nur von zärtlichen Berührungen geleitet, und als es vorüber war, schliefen sie endlich in enger Umarmung ein, während das Auge des Sturms über Rodanthe hinwegzog.

VIERZEHN

Als sie am Samstagmorgen erwachten, verspürten sie einen Riesenhunger.

Doch es gab noch immer keinen Strom, und der Sturm flaute nur allmählich ab. Also trug Paul die Kühlbox nach oben, und sie aßen in der Geborgenheit des Bettes, lachten und waren wieder ernst, neckten sich oder waren still – und kosteten einander und den Augenblick ihres Zusammenseins aus.

Gegen Mittag hatte der Wind so weit nachgelassen, dass sie auf die Veranda gehen konnten. Der Himmel über ihnen klarte auf, aber der Strand war mit Unrat bedeckt: alte Reifen und ausgetretene Holzstufen, die die aufgepeitschten Wellen von Häusern in Strandnähe fortgerissen hatten. Die Luft wurde zwar langsam wärmer, doch es war zu kalt, um ohne Jacke draußen zu sein. Dennoch zog sich Adrienne die Handschuhe aus, damit sie Pauls Hand in ihrer spüren konnte.

Gegen zwei Uhr wurde die Stromverbindung wiederhergestellt, das Licht flackerte ein paar Mal auf, erlosch noch einmal, aber zwanzig Minuten später hatten sie endgültig wieder Strom. Da die Nahrungsmittel im Kühlschrank nicht verdorben waren, briet Adrienne zwei Steaks. Sie verweilten lange bei ihrem Essen und der dritten Flasche Wein. Danach nahmen sie zusammen ein Bad. Paul saß hinter Adrienne, und sie legte ihren Kopf auf seine Brust, während er ihre Brüste und ihren Bauch mit dem Waschlappen einseifte. Adrienne schloss die Augen und ließ das warme Wasser über ihre Haut spülen.

Am Abend gingen sie in den Ort. Allmählich kehrte das Leben in Rodanthe zurück. Sie verbrachten eine Weile in einer schummerigen Bar, wo die Juke Box spielte und sie zu einigen Stücken tanzten. Die Bar war voller Einheimischer, die sich gegenseitig erzählten, welche Schäden der Sturm bei ihren Häusern angerichtet hatte. Paul und Adrienne waren die

Einzigsten, die sich auf das Parkett begaben. Er zog sie nahe an sich, und sie drehten sich langsam zur Musik, die Körper eng aneinander geschmiegt, unempfänglich für die Stimmen und die Blicke der anderen Gäste.

Am Sonntag nahm Paul die Sturmfenster ab und verstaute sie, dann stellte er die Schaukelstühle wieder auf die Veranda. Zum ersten Mal seit dem Sturm war der Himmel klar. Paul und Adrienne gingen wie am ersten Abend am Strand entlang, wo ihnen auffiel, wie heftig das Unwetter gewütet hatte: Das Meer hatte tiefe, gewaltige Kerben ins Land gefressen und den Strand stellenweise fortgespült, und mehrere Bäume waren umgestürzt. Kaum eine halbe Meile von der Pension entfernt standen Paul und Adrienne plötzlich vor einem Haus, das der stürmischen Brandung zum Opfer gefallen war. Halb stand es noch auf den Pfeilern, und halb war es in den Sand gesunken, die Fenster waren zerborsten, und Teile des Daches waren fortgerissen worden. Ein Geschirrspüler lag umgekippt am Strand, daneben ein Haufen Holzlatten, der wohl einst die Veranda gewesen war. Auf der Straße standen mehrere Menschen, die Fotos von dem Haus machten, vermutlich für die Versicherung, und zum ersten Mal wurde Paul und Adrienne klar, wie zerstörerisch das Unwetter tatsächlich gewesen war.

Als sie umkehrten, kam die Flut. Sie gingen langsam und berührten sich dabei leicht an den Schultern. Und dann entdeckten sie die Schneckenmuschel. Das gerippte Gehäuse steckte halb im Sand, und ringsherum lagen Tausende von zersplitterten Muscheln. Paul hob die Muschel auf und gab sie Adrienne. Sie hielt sie ans Ohr, und das war der Moment, als Paul sie wegen ihrer Behauptung neckte, sie könne den Ozean hören. Er legte die Arme um sie und sagte ihr, sie sei so schön wie die Muschel, die sie gerade gefunden hatten. Adrienne wusste in diesem Moment schon, dass sie die Muschel für immer aufheben würde, aber damals konnte sie noch nicht

wissen, wie viel sie ihr später bedeuten würde.

Sie wusste nur, dass sie in den Armen des Mannes lag, den sie liebte, und sie wünschte sich, dass er sie für immer so halten möge.

Am Montagmorgen stand Paul auf, bevor Adrienne aufgewacht war, und trotz seiner Behauptung, sich in der Küche nicht gut auszukennen, überraschte er sie mit einem Frühstück, das er ihr auf einem Tablett brachte. Der Geruch von frisch gebrühtem Kaffee weckte sie. Paul saß neben ihr, während sie frühstückte, und lachte, weil sie vergebens versuchte, ihre Brüste mit dem Laken zu bedecken. Der Arme Ritter war goldgelb und köstlich, der Schinken knusprig, aber nicht angebrannt, und dem Rührei hatte er genau die richtige Menge geriebenen Käse beigelegt.

Adriennes Kinder hatten ihr manchmal, zum Beispiel am Muttertag, Frühstück ans Bett gebracht, aber dies war das erste Mal, dass ein Mann es für sie tat. Jack war diese liebevolle Geste nie eingefallen.

Als sie aufgegessen hatte, brach Paul zum Laufen auf, und währenddessen duschte Adrienne und zog sich an. Paul kehrte zurück, steckte seine Joggingsachen in die Waschmaschine und stellte sich ebenfalls unter die Dusche. Als er später in die Küche kam, telefonierte Adrienne gerade mit Jean, die hören wollte, ob alles in Ordnung sei. Paul schlang die Arme um Adrienne und rieb seine Nase an ihrem Nacken.

Noch während Adrienne am Telefon sprach, hörte sie das unmissverständliche Knarren der Vordertür und die Schritte von Arbeitsstiefeln auf dem Holzboden. Sie sagte zu Jean, dass jemand an der Tür sei, beendete das Gespräch und ging dann nach vorn, um zu sehen, wer gekommen war. Im nächsten Moment war sie zurück und sah Paul entsetzt an, als hätte es ihr die Sprache verschlagen. Dann atmete sie tief ein.

»Er ist hier und will mir dir sprechen«, sagte sie.

»Wer?«

»Robert Torrelson.«

Torrelson wartete im Wohnzimmer. Er saß mit gesenktem Kopf auf der Couch. Er sah zwar auf, als Paul eintrat, aber sein Gesicht blieb verschlossen und seine Miene undurchdringlich. Vor dieser Begegnung hätte Paul bezweifelt, ob er Robert Torrelson in einer Menge erkannt hätte, doch als sie jetzt so nah voreinander standen, konnte er den Mann einordnen. Abgesehen von den Haaren, die im vergangenen Jahr weißer geworden waren, sah er so aus wie damals im Warteraum des Krankenhauses. Mit dem harten Ausdruck in seinen Augen hatte Paul gerechnet.

Robert sprach nicht gleich, sondern betrachtete Paul, der den Schaukelstuhl so richtete, dass sie einander gegenüber saßen.

»Sie sind gekommen«, sagte Robert Torrelson schließlich. Er hatte eine kräftige, rauchige Stimme, die sich anhörte, als sei sie vom jahrelangen Konsum filterloser Camel-Zigaretten in Mitleidenschaft gezogen.

»Ja.«

»Ich hätte das nicht gedacht.«

»Eine Weile lang war ich mir nicht sicher, ob ich es tun würde.«

Robert schnaubte. Offenbar war das die Auskunft, mit der er gerechnet hatte. »Mein Sohn hat gesagt, er habe mit Ihnen gesprochen.«

»Das stimmt.«

Robert lächelte bitter. Schließlich wusste er, was gesagt worden war.

»Er behauptet, Sie hätten nicht versucht, eine Erklärung zu geben«, sagte Robert.

»Nein«, antwortete Paul, »das ist richtig.«

»Aber Sie glauben immer noch, dass Sie keinen Fehler gemacht haben, oder?«

Paul wandte den Blick ab und dachte daran, was Adrienne gesagt hatte. Nein, er würde die Ansichten dieser Menschen

nicht ändern können. Er streckte sich.

»In Ihrem Brief schreiben Sie, dass Sie mit mir sprechen möchten und dass es wichtig sei. Jetzt bin ich hier. Was kann ich für Sie tun, Mr. Torrelson?«

Robert griff in die Brusttasche seines Hemdes und zog eine Packung Zigaretten und ein Streichholzbriefchen hervor. Er zündete sich eine Zigarette an, zog einen Aschenbecher näher und lehnte sich dann zurück.

»Was ist schiefgelaufen?«, fragte er.

»Nichts«, sagte Paul. »Die Operation verlief den Erwartungen entsprechend.«

»Und warum ist meine Frau dann gestorben?«

»Ich wünschte, ich könnte Ihnen diese Frage beantworten, aber ich weiß es nicht.«

»Haben Ihre Anwälte Ihnen geraten, dass Sie das sagen sollen?«

»Nein«, sagte Paul mit ruhiger Stimme, »es ist die Wahrheit. Und ich dachte, die wollen Sie hören. Wenn ich Ihnen eine Antwort geben könnte, würde ich das tun.«

Robert nahm einen Zug von seiner Zigarette. Während er den Rauch ausstieß, hörte Paul ein leichtes Pfeifen, als würde Luft aus einem alten Akkordeon entweichen.

»Wissen Sie, dass sie den Tumor schon hatte, als wir uns kennen lernten?«

»Nein«, sagte Paul, »dass wusste ich nicht.«

Robert zog abermals an seiner Zigarette. Als er weitersprach, war seine Stimme ruhiger, besänftigt durch die Erinnerungen.

»Damals war er natürlich noch nicht so groß. Eher wie eine halbe Walnuss, und die Farbe war auch nicht so auffällig. Aber man konnte ihn sehen, ganz deutlich, als wäre etwas unter die Haut geschoben worden. Und es hat ihr immer etwas ausgemacht, auch als sie noch klein war. Wenn sie zur Schule ging, hat sie immer auf ihre Schuhe geguckt – warum, war nicht schwer zu erraten.«

Robert schwieg und ordnete seine Gedanken, und Paul war weise genug, nicht zu sprechen.

»Sie hat die Schule nicht zu Ende gemacht – das ging damals vielen so –, weil sie arbeiten musste, um ihre Familie zu unterstützen. Dabei habe ich sie erst richtig kennen gelernt. Sie arbeitete an dem Pier, wo wir unser Fanggut ausluden, sie bediente da die Waage. Ich habe mindestens ein Jahr lang versucht, mit ihr ins Gespräch zu kommen, bevor es mir gelang, aber ich mochte sie trotzdem. Sie war ehrlich, und sie war eine gute Arbeiterin. Ihr Gesicht hatte sie hinter ihren Haaren versteckt, aber manchmal habe ich trotzdem einen Blick auf das erhaschen können, was sich darunter befand, und das waren die hübschesten Augen, die ich je gesehen hatte. Sie waren dunkelbraun und ganz sanft, wissen Sie. Als könnte sie niemandem etwas zuleide tun. Ich habe immer wieder versucht, sie anzusprechen, aber sie hat mich gar nicht beachtet, doch irgendwann ist ihr wahrscheinlich klar geworden, dass ich nicht aufgeben würde. Also ist sie mit mir ausgegangen, aber sie hat mich den ganzen Abend kaum angesehen. Sie hat immer nur auf ihre Schuhe geguckt.«

Robert legte die Hände zusammen.

»Aber ich habe sie trotzdem wieder gefragt, ob sie mit mir ausgehen will. Beim zweiten Mal war es schon besser. Ich habe gemerkt, dass sie lustig sein konnte, wenn sie wollte. Je besser ich sie kennen lernte, desto mehr gefiel sie mir, und nach einer Weile hatte ich mich tatsächlich in sie verliebt. Mir machte das Ding in ihrem Gesicht nichts aus. Es hat mir damals nichts ausgemacht und letztes Jahr auch nicht. Aber ihr hat es etwas ausgemacht. Die ganze Zeit.«

Er schwieg eine Weile. Dann fuhr er fort:

»In den zwanzig Jahren danach haben wir sieben Kinder bekommen, und es schien, dass das Ding immer größer wurde, wenn sie eins der Babys stillte. Ich weiß nicht, ob das stimmte, aber sie fand das auch. Aber all meine Kinder, auch John, den

Sie ja gesehen haben, sagen, dass sie eine wunderbare Mutter war. Und das stimmt. Sie war streng, falls nötig, und ansonsten war sie der liebste Mensch auf der Welt. Dafür habe ich sie geliebt, und wir waren glücklich. Das Leben hier ist oft nicht leicht, aber sie hat es mir leicht gemacht. Ich war stolz auf sie und stolz, mit ihr gesehen zu werden, und ich habe dafür gesorgt, dass alle um uns herum das wussten. Ich hatte gedacht, das würde ausreichen, aber offenbar war es wohl nicht genug.«

Paul blieb reglos sitzen, während Robert weitersprach.

»Dann, eines Abends, hat sie eine Fernsehshow gesehen über eine Frau mit so einem Tumor, und sie haben Bilder von vorher und nachher gezeigt. Ich glaube, da hat sie sich in den Kopf gesetzt, dass sie das Ding ein für alle Mal loswerden möchte. Und dann hat sie davon angefangen, dass sie sich operieren lassen will. Es war eine teure Operation, und versichert waren wir nicht, aber sie hat immer wieder gefragt, ob es nicht doch eine Möglichkeit gäbe.«

Robert sah Paul an.

»Ich konnte sie nicht davon abbringen. Ich habe ihr gesagt, dass es mir nichts ausmacht, aber sie hat davon nichts hören wollen. Manchmal habe ich beobachtet, wie sie im Badezimmer ihr Gesicht betastet hat, und manchmal hat sie geweint, und ich wusste, dass sie sich die Operation mehr als alles andere wünschte. Sie hatte ihr ganzes Leben lang mit diesem Ding gelebt, und nun war sie es leid. Sie war es leid, dass Fremde von ihr wegsahen oder dass Kinder sie anstarrten. Also habe ich mich überreden lassen. Ich habe unser Ersparnis genommen und bei der Bank eine Hypothek auf mein Boot aufgenommen, und dann sind wir zu Ihnen gekommen. An dem Morgen war sie ganz aufgeregt. Ich glaube, ich hatte sie noch nie so glücklich gesehen wie an dem Morgen damals, und da wusste ich, dass ich die richtige Entscheidung getroffen hatte. Ich sagte, dass ich auf sie warten würde und dass ich sofort zu ihr kommen würde, sobald sie aus der Narkose

aufwacht, und wissen Sie, was sie geantwortet hat? Was ihre letzten Worte waren?»

Robert sah Paul an und vergewisserte sich, dass er ihm genau zuhörte.

»Sie sagte: »Mein ganzes Leben lang wollte ich für dich hübsch sein.« Dabei war sie doch für mich immer hübsch gewesen.«

Paul senkte den Kopf. Er versuchte zu schlucken, doch er hatte einen Kloß im Hals.

»Aber Sie wussten das alles nicht. Für Sie war sie einfach irgendeine Frau, die wegen einer Operation zu Ihnen kam, und später die Frau, die gestorben ist, oder die Frau mit dem Ding im Gesicht oder die Frau, deren Familie Sie verklagt hat. Es war nicht richtig, dass Sie ihre Geschichte nicht kannten. Sie hatte mehr Aufmerksamkeit verdient. Sie hatte mehr verdient.«

Robert Torrelson klopfte die letzte Asche von seiner Zigarette in den Aschenbecher und drückte dann den Stummel aus.

»Sie waren der letzte Mensch, mit dem sie gesprochen hat, der letzte Mensch, den sie in ihrem Leben gesehen hat. Sie war die beste Frau der Welt, und Sie wussten gar nicht, mit wem Sie es da zu tun hatten.« Torrelson schwieg und ließ seine Worte wirken. »Aber jetzt wissen Sie es.«

Damit stand er vom Sofa auf, und im nächsten Moment war er schon gegangen.

Nachdem Paul Adrienne die Geschichte von Robert Torrelson erzählt hatte, tupfte sie ihm die Tränen vom Gesicht.

»Wie geht es dir jetzt?»

»Ich weiß nicht«, sagte er. »Ich fühle mich wie betäubt.«

»Das ist nicht verwunderlich. Das war auch viel auf einmal für dich.«

»Ja«, bestätigte Paul, »das stimmt.«

»Bist du froh, dass du hergekommen bist? Und dass er dir das alles erzählt hat?»

»Ja und nein. Ihm war es wichtig, dass ich erfuhr, wer diese Patientin war, und aus dem Grund bin ich froh. Aber es macht mich auch traurig. Sie haben sich sehr geliebt, und jetzt ist sie tot. Das ist nicht fair.«

Adrienne lächelte verhalten. »Das stimmt. Je größer die Liebe, desto tragischer ist es, wenn sie vorbei ist.«

»Auch für dich und mich?«

»Für jeden«, sagte sie. »Das Beste, was wir uns vom Leben erhoffen können, ist, dass das Ende so spät wie möglich kommt.«

Paul zog sie auf seinen Schoß. Er küsste sie auf den Mund, dann legte er seine Arme um sie und hielt sie an sich gedrückt. So saßen sie eine lange Zeit.

Aber als sie sich später am Abend liebten, musste Adrienne wieder an ihre Worte denken. Es war ihre letzte Nacht in Rodanthe, ihre letzte Nacht für mindestens ein Jahr. Und so sehr sie auch dagegen ankämpfte, konnte sie doch nicht verhindern, dass ihr die Tränen die Wangen hinunterliefen.

FÜNFZEHN

Adrienne war nicht mehr im Bett, als Paul am Dienstagmorgen aufwachte. In der Nacht hatte er bemerkt, dass sie weinte, aber er hatte nichts gesagt, weil er wusste, dass er dann nur selbst anfangen würde zu weinen. Doch dass er geschwiegen hatte, bedrückte ihn, und er konnte lange nicht einschlafen. So lag er wach, während Adrienne in seinen Armen einschlief, und er schmiegte sich an sie und wollte sie nicht loslassen, als könnte er so das kommende Jahr der Trennung schneller überwinden.

Jetzt faltete Paul seine Sachen, die er aus dem Trockner genommen hatte, und legte die Dinge, die er für den kommenden Tag brauchte, zurecht. Den Rest verstaute er in seinen Seesäcken. Nachdem er geduscht und sich angezogen hatte, setzte er sich auf die Bettkante, nahm einen Stift zur Hand und brachte ein paar Gedanken zu Papier. Er ließ das Blatt in seinem Zimmer liegen, brachte sein Gepäck nach unten und stellte es bei der Haustür ab. Adrienne stand in der Küche am Herd, sie machte Rührei und trank dabei eine Tasse Kaffee. Als sie sich zu Paul umdrehte, sah er, dass ihre Augen gerötet waren.

»Hallo«, sagte er.

»Hallo«, erwiderte sie und wandte sich ab. Unwillkürlich rührte sie das Ei schneller und hielt den Blick auf die Pfanne gerichtet. »Ich dachte, du möchtest vielleicht noch frühstücken, bevor du fährst.«

»Danke«, sagte er.

»Ich hatte mir eine Thermoskanne von zu Hause mitgebracht. Wenn du für die Fahrt Kaffee mitnehmen möchtest, kannst du sie haben.«

»Danke, aber ich brauche nichts.«

Sie rührte weiter in der Pfanne herum. »Wenn du ein paar Brote einpacken willst – ich kann dir welche machen.«

Paul trat neben sie.

»Das brauchst du doch nicht! Ich kann mir unterwegs etwas besorgen. Und um ehrlich zu sein, ich bezweifle, dass ich Hunger haben werde.«

Sie schien nicht zuzuhören, und er legte ihr die Hand auf den Rücken. Er hörte, wie sie zittrig den Atem ausstieß, als hielte sie nur mit Mühe die Tränen zurück.

»Hey ...«

»Es geht schon«, flüsterte sie.

»Wirklich?«

Sie nickte und schniefte und hob die Pfanne vom Herd. Adrienne rieb sich die Augen und sah Paul auch jetzt noch nicht an. Das Ganze erinnerte ihn an die Szene auf der Veranda bei seiner Ankunft, und seine Kehle schnürte sich ihm zu. Dass seither weniger als eine Woche verstrichen war, schien ihm unfassbar.

»Adrienne ... bitte ...«

Sie sah zu ihm auf.

»Bitte was? Ich soll nicht traurig sein? Du fliegst nach Ecuador, und ich muss wieder nach Rocky Mount. Kann ich etwas dafür, dass ich nicht möchte, dass alles schon vorbei ist?«

»Ich möchte das auch nicht.«

»Und deshalb bin ich traurig. Weil ich das weiß.« Sie zögerte und versuchte, ihre Gefühle zu beherrschen. »Weißt du, als ich heute Morgen aufgestanden bin, habe ich mir vorgenommen, nicht wieder zu weinen. Ich habe mir vorgenommen, stark und glücklich zu sein, damit du mich so in Erinnerung behältst. Aber als ich das Wasser von der Dusche hörte, wurde mir schlagartig bewusst, dass du morgen früh, wenn ich aufwache, nicht mehr da bist, und da kam es einfach über mich. Aber es geht schon. Wirklich. Ich bin zäh.«

Sie sagte es so, als müsste sie sich selbst davon überzeugen. Paul griff nach ihrer Hand.

»Adrienne ... heute Nacht, nachdem du eingeschlafen warst,

habe ich mir überlegt, dass ich vielleicht ein wenig länger hier bleiben könnte. Ein, zwei Monate spielen jetzt auch keine Rolle mehr, und wir könnten zusammen sein ...«

Sie schüttelte den Kopf und unterbrach ihn.

»Nein«, sagte sie. »Das darfst du Mark nicht antun. Nicht nach allem, was zwischen euch geschehen ist. Und du brauchst das jetzt auch, Paul. Es hat an dir genagt. Wenn du jetzt nicht gehst, werde ich mich bald fragen, ob du überhaupt je abreisen wirst. Wenn wir mehr Zeit zusammen verbringen, wird der Abschied, wenn es so weit ist, bestimmt nicht leichter. Und ich könnte mir nicht mehr in die Augen sehen, wenn ich wüsste, dass ich diejenige bin, die dich von deinem Sohn fern hält. Wenn wir deine Abreise verschieben würden, müsste ich beim nächsten Mal auch weinen.«

Sie lächelte ihn tapfer an, bevor sie weitersprach. »Du kannst nicht bleiben. Wir wussten beide, dass du wieder gehen würdest, bevor unsere Geschichte überhaupt anfing. Und auch wenn es hart ist, wissen wir doch, dass es das Richtige ist. Manchmal müssen Eltern eben Opfer bringen, und das ist eines davon.«

Paul nickte mit zusammengepressten Lippen. Er wusste, dass sie Recht hatte, wünschte sich aber verzweifelt, es wäre nicht so.

»Versprichst du mir, dass du auf mich warten wirst?«, fragte er mit rauer Stimme.

»Natürlich. Wenn ich wüsste, dass du für immer weggehst, würde ich so viel weinen, dass wir in einem Ruderboot frühstücken müssten.«

Paul musste trotz allem lachen, und Adrienne lehnte sich an ihn. Sie küsste ihn, bevor sie in seine Arme sank. Er spürte die Wärme ihres Körpers, roch schwach ihr Parfüm. Sie fühlte sich so gut an in seinen Armen. Wie dafür gemacht.

»Ich weiß nicht, wie oder warum es passiert ist, aber ich glaube, meine Reise hierher folgte einer Vorsehung«, sagte er.

»Damit ich dir begegnen würde. So viele Jahre lang habe ich in meinem Leben etwas vermisst und wüsste nicht, was es war. Jetzt weiß ich es.«

Sie schloss die Augen. »Mir geht es genauso«, flüsterte sie.

Paul küsste ihr Haar, dann lehnte er seine Wange an ihre.

»Wirst du mich vermissen?«

Adrienne entrang sich ein Lächeln. »Tag und Nacht, jede Minute.«

Sie frühstückten zusammen. Adrienne hatte keinen Appetit, aber sie zwang sich zu essen, und ab und zu brachte sie sogar ein Lächeln zustande. Paul stocherte in seinem Rührei herum und brauchte länger als sonst, bis er aufgegessen hatte. Als sie fertig waren, stellten sie das Geschirr ins Spülbecken.

Es war fast neun, als Paul mit Adrienne am Empfangstisch vorbei zur Tür ging. Er schwang sich erst einen, dann den anderen Seesack über die Schulter. Adrienne trug die Ledertasche mit seinen Tickets und seinem Pass.

»Jetzt muss ich wohl los«, sagte er.

Adrienne presste die Lippen zusammen. Auch Pauls Augen waren gerötet, und er hielt sie gesenkt, als wollte er seinen Kummer verstecken.

»Du weißt, wie du mich in der Klinik erreichen kannst. Ich habe keine Ahnung, wie gut die Post dort funktioniert, aber Briefe für mich müssten eigentlich ankommen. Mark hat immer alles bekommen, was Martha ihm geschickt hat.«

»Danke.«

Er nahm die Ledertasche entgegen. »Deine Adresse habe ich bei mir. Ich schreibe dir, wenn ich angekommen bin. Und ich rufe an, sobald sich die Möglichkeit ergibt.«

»Gut.«

Er berührte ihre Wange, und sie lehnte sich an ihn. Sie wussten beide, dass alles gesagt war.

Adrienne folgte Paul zur Tür hinaus und die Stufen hinunter und sah zu, wie er die Seesäcke auf dem Rücksitz verstaute.

Nachdem er die Autotür zugeschlagen hatte, sah er Adrienne lange an, als brächte er es nicht über sich, sie gehen zu lassen, und wünschte sich, dass er nicht fahren müsste. Zum Schluss trat er zu ihr, küsste sie auf beide Wangen und auf die Lippen. Schließlich nahm er sie in den Arm.

Adrienne schloss fest die Augen. Er geht nicht für immer fort, sagte sie sich. Sie waren füreinander bestimmt, und wenn er zurückkam, würden sie alle Zeit der Welt miteinander verbringen. Sie würden zusammen alt werden. Jetzt hatte sie schon so lange ohne ihn gelebt – was bedeutete da ein Jahr?

Aber so leicht war das Ganze auch wieder nicht. Adrienne wusste, dass sie mit Paul nach Ecuador gehen würde, wenn ihre Kinder älter wären. Und wenn Pauls Sohn nicht auf ihn warten würde, könnte er hier bleiben. Das Leben führte sie getrennter Wege, weil sie Verantwortung für andere Menschen hatten, und plötzlich schien dies Adrienne grausam und ungerecht. Warum durften sie die Chance, glücklich zu sein, nicht einfach nutzen?

Paul atmete tief ein und löste sich von ihr. Er wandte den Blick ab, dann sah er sie erneut an und rieb sich die Augen.

Während er sich hinter das Steuerrad setzte, trat sie an die Fahrertür. Mit einem dünnen Lächeln steckte er den Schlüssel ins Schloss und ließ den Motor an. Adrienne trat von der geöffneten Tür zurück. Er zog sie zu und kurbelte das Fenster hinunter.

»Ein Jahr«, sagte er, »dann bin ich wieder da. Ich gebe dir mein Wort darauf.«

»Ein Jahr«, flüsterte sie zur Bestätigung.

Paul lächelte sie traurig an, legte den Rückwärtsgang ein und ließ den Wagen aus der Einfahrt rollen. Adrienne sah ihm nach. Schmerz wallte in ihr auf, als sein Blick sich auf sie heftete.

Er bog rückwärts in die Straße ein und presste seine Hand ein letztes Mal an die Scheibe. Adrienne hob die Hand und blickte dem Auto nach, das davonfuhr – fort von Rodanthe, fort

von ihr.

Das Auto wurde in der Ferne immer kleiner, das Motorengeräusch verklang. Und einen Moment später war Paul verschwunden, so, als wäre er nie da gewesen.

Der Morgen war klar, der Himmel blau mit kleinen weißen Wölkchen. Ein Schwarm Seeschwalben flog über Adrienne hinweg. Violette und gelbe Stiefmütterchen öffneten ihre Blüten zur Sonne hin. Adrienne drehte sich um und ging ins Haus zurück.

Drinnen sah es genauso aus wie an dem Tag, als Paul angekommen war. Alles war an seinem Platz. Am Tag zuvor hatte Paul den Kamin ausgefegt und neues Feuerholz aufgeschichtet. Auch die Schaukelstühle standen wieder an ihrem ursprünglichen Platz. Am Empfangstisch war alles wohlgeordnet, jeder Zimmerschlüssel hing an seinem Platz.

Aber der Geruch war noch da. Der Geruch ihres gemeinsamen Frühstücks, der Duft seines Rasierwassers, sein Geruch, der an ihren Händen, an ihrem Gesicht und an ihren Kleidern haftete.

Doch die Geräusche in der Pension von Rodanthe – es waren nicht mehr die gleichen wie eben noch. Verschwunden war das Echo leiser Gespräche, verschwunden das Rauschen des Wassers in den Leitungen, verschwunden auch der Klang von Pauls Schritten, wenn er durch sein Zimmer ging. Und das Krachen der Wellen, das unaufhörliche Heulen des Sturms, das Knistern des Feuers – auch das verschwunden. Zu hören waren jetzt nur noch ihre Laute, die Laute einer Frau, die nur von dem Mann, den sie liebte, getröstet werden wollte. Einer Frau, die nicht anders konnte, als ihren Tränen freien Lauf zu lassen.

SECHZEHN

Adrienne hatte ihre Geschichte zu Ende erzählt, und ihr Kehle war ausgetrocknet. Das Glas Wein hatte zwar eine belebende Wirkung gehabt, doch von dem langen aufrechten Sitzen hatte Adrienne Rückenschmerzen bekommen. Sie dehnte sich auf ihrem Stuhl und spürte das Zwicken der beginnenden Arthritis. Als sie ihrem Arzt davon erzählte, hatte er sie gebeten, sich auf einen Tisch zu setzen in einem Raum, in dem es nach Ammoniak roch. Der Arzt hielt ihre Arme in die Höhe und forderte sie auf, die Knie zu beugen. Dann stellte er ihr ein Rezept aus, mit dem sie gar nicht erst zur Apotheke ging. So ernst ist es noch nicht, sagte sie sich. Außerdem war sie der Ansicht, dass sie, wenn sie erst einmal damit anfing, in kürzester Zeit immer mehr Tabletten gegen die verschiedenen Zipperlein nehmen würde, von denen Menschen in ihrem Alter geplagt wurden. Und bald säße sie vor einer ganzen Palette regenbogenfarbener Tabletten, von denen manche morgens und andere abends zu nehmen waren, manche mit dem Essen, andere nüchtern, und sie würde sich einen Plan an den Arzneischrank kleben müssen, um nicht die Übersicht zu verlieren. Das schien ihr viel zu viel Aufwand für den geringen Nutzen zu sein.

Amanda saß mit gesenktem Kopf am Tisch. Adrienne betrachtete sie und wusste, dass sie Fragen stellen würde. Das war unvermeidlich, aber eine kleine Unterbrechung, so hoffte sie, war ihr vergönnt. Sie brauchte ein paar Minuten, um ihre Gedanken zu sammeln, damit sie das, was sie begonnen hatte, auch zu Ende bringen konnte.

Sie war froh, dass Amanda zu ihr ins Haus gekommen war. Sie lebte seit dreißig Jahren in diesem Haus, es war ihr Heim, mehr noch als es das Haus ihrer Kindheit gewesen war. Zugegeben, einige der Türen hingen schief in den Angeln, der Teppich im Flur war abgetreten und dünn wie Papier, und die

Farbe der Kacheln im Badezimmer war schon seit Jahren nicht mehr modern. Aber für Adrienne hatte es etwas Beruhigendes, zu wissen, dass sie die Zeltausrüstung auf dem Dachboden links hinten in der Ecke finden konnte und dass die Sicherung jedes Mal rausflog, wenn die Heizungspumpe im Winter zum ersten Mal in Betrieb genommen wurde. Das Haus hatte seine Gewohnheiten, und sie ebenfalls, und im Laufe der Jahre waren sie so vertraut miteinander geworden, dass ihr Leben dadurch vorhersehbarer und seltsam tröstlich verlief.

So war es auch mit der Küche. Sowohl Matt als auch Dan hatten sich in den letzten Jahren erboten, sie zu renovieren, und zu ihrem Geburtstag hatten sie einen Innenarchitekten bestellt, der sich alles einmal ansehen sollte. Er hatte an die Türscharniere gepocht, seinen Schraubenzieher in die Ecken der quietschenden Ablagen gesteckt, Schalter an- und ausgeknipst und einen unterdrückten Pfiff ausgestoßen, als er den uralten Herd sah, auf dem Adrienne immer noch kochte. Am Schluss hatte er ihr empfohlen, einfach alles neu machen zu lassen, und ihr später einen Kostenvoranschlag und eine Liste mit Adressen von Handwerksbetrieben geschickt. Adrienne wusste, dass ihre Söhne es gut mit ihr meinten. Doch sie bat sie, ihr Geld für etwas zu sparen, das sie für sich und ihre Familien brauchten.

Außerdem mochte Adrienne die alte Küche so, wie sie war. Bei einer Renovierung würde ihr Charakter verändert, und dabei hing Adrienne doch an den Erinnerungen, die mit dem Raum, so wie er war, verknüpft waren. Schließlich hatten sie hier den größten Teil ihrer Zeit verbracht, als sie noch eine richtige Familie waren, als Jack noch bei ihnen war und auch danach. Die Kinder hatten an dem Küchentisch, an dem sie jetzt saß, ihre Hausaufgaben gemacht, und viele Jahre lang hing das einzige Telefon im Haus an der Küchenwand. Adrienne erinnerte sich an die vielen Male, da das Kabel zwischen Küchentür und Fliegengitter eingeklemmt war, weil

eins der Kinder versuchte, auf der Veranda ungestört zu telefonieren. An den Regalpfosten in der Speisekammer waren die Bleistiftstriche zu sehen, mit denen sie markiert hatten, wie viel die Kinder in einem Jahr gewachsen waren. Sie konnte sich nicht vorstellen, dass sie darauf verzichten wollte, nur um eine neue und bessere Einrichtung zu besitzen, und sei sie noch so schick. Anders als das Wohnzimmer, wo der Fernseher ständig lief, und die Schlafzimmer, in die man sich zurückzog, wenn man allein sein wollte, war dies der Raum, wo man sich traf, wenn man etwas zu erzählen hatte oder zuhören wollte. Wenn es etwas zu lernen oder mitzuteilen gab, etwas zu lachen oder zu weinen. Dieser Raum war das eigentliche Zuhause, wo sie sich immer am wohlsten gefühlt hatte.

Und dies war auch der Raum, in dem Amanda erfuhr, was ihre Mutter erlebt hatte.

Adrienne trank den letzten Schluck Wein aus und schob dann das Glas zurück. Der Regen hatte mittlerweile aufgehört, und die Tropfen an den Fenstern brachen das Licht so, dass die Welt draußen ganz fremd aussah – eine Welt, die sie kaum erkannte. Das überraschte Adrienne nicht. Mit dem Älterwerden hatte sie festgestellt, dass sich die Dinge um sie herum zu verändern schienen, sobald ihre Gedanken in die Vergangenheit schweiften. An diesem Abend, während sie ihre Geschichte erzählte, hatte sie das Gefühl, als würden die Jahre zurückgespult, und obwohl ihr der Gedanke etwas lächerlich vorkam, fragte sie sich, ob ihre Tochter wohl wahrnahm, dass sie, Adrienne, sich wieder jung fühlte.

Nein, dachte sie dann, wohl kaum, aber das hatte mit Amandas Alter zu tun. Für Amanda war die Vorstellung, sechzig Jahre alt zu sein, genauso fremd wie die, ein Mann zu sein, und manchmal fragte sich Adrienne, wann Amanda merken würde, dass die Menschen so unterschiedlich gar nicht waren. Ob jung oder alt, männlich oder weiblich, fast jeder,

den sie kannte, wollte mehr oder weniger das Gleiche vom Leben: Alle wollten Frieden in ihrem Herzen, sie wollten ein Leben ohne große Turbulenzen, sie wollten glücklich sein. Der Unterschied lag darin, dachte Adrienne, dass die meisten jungen Menschen glaubten, dieser Zustand sei in der Zukunft zu erreichen, während die meisten älteren Menschen ihn in der Vergangenheit sahen.

Das traf auch auf sie selbst zu, wenigstens teilweise. Doch so schön die Vergangenheit auch gewesen war, Adrienne weigerte sich dennoch, sich darin derart zu verlieren, wie sie es bei manchen ihrer Freundinnen beobachtet hatte. Die Vergangenheit war nicht nur ein Garten voller Rosen und Sonnenschein, die Vergangenheit hatte auch ihren Anteil am Herzenskummer. Das hatte sie nach ihrem Leben mit Jack in dem Moment empfunden, als sie damals in der Pension angekommen war, und das empfand sie jetzt, wenn sie an Paul Flanner dachte.

Vielleicht würde sie es sich später, wenn sie allein war, gestatten, zu weinen.

Doch seit sie damals aus Rodanthe zurückgekommen war, hatte sie sich jeden Tag aufs Neue vorgenommen, trotz allem weiterzumachen, und daran würde sie sich auch heute halten. Sie war keine, die sich unterkriegen ließ, das hatte ihr Vater immer wieder gesagt, und diese Erkenntnis gab ihr eine gewisse Befriedigung, obwohl sie andererseits nichts von dem Schmerz oder der Trauer fortnahm.

In ihrem jetzigen Leben versuchte sie sich auf die Dinge zu konzentrieren, die ihr Freude machten. Sie war gern mit ihren Enkelkindern zusammen, die gerade die Welt entdeckten, sie besuchte gern ihre Freunde und hielt sich auf dem Laufenden über das, was in deren Leben geschah. Und selbst ihre Arbeit in der Bibliothek machte ihr Freude.

Es war keine anstrengende Arbeit – ihr Bereich war die Präsenzabteilung, in der die Bücher nicht ausgeliehen werden

durften. Manchmal vergingen mehrere Stunden, ohne dass ihre Hilfe in Anspruch genommen wurde, sodass sie Muße hatte, all die Menschen zu beobachten, die das Gebäude durch die Glastür betraten. Wenn die Besucher im Lesesaal über den Büchern saßen, dachte sich Adrienne immer Geschichten über deren Leben aus. Sie versuchte zu erraten, ob sie verheiratet waren und welchen Beruf sie hatten oder welche Themen sie interessieren könnten, und manchmal ergab sich die Gelegenheit, diese Vermutungen auf ihre Richtigkeit zu überprüfen. Hin und wieder kam einer der Besucher zu ihrem Tisch und fragte sie nach einem Buch, und daraus ergab sich dann ein nettes Gespräch. Meistens lag Adrienne ziemlich nah bei der Wahrheit mit ihren Mutmaßungen und wunderte sich dann, dass sie so gut geraten hatte.

Manchmal interessierte sich ein männlicher Besucher auch für sie persönlich. Vor Jahren waren diese Männer in der Regel älter gewesen als sie selbst, jetzt waren sie eher jünger, aber der Ablauf war immer derselbe: Der Mann, dessen Neugier sie geweckt hatte, verbrachte plötzlich viel Zeit in der Präsenzbibliothek und stellte dauernd Fragen – erst über Bücher, dann über allgemeine Themen und schließlich über sie selbst. Adrienne beantwortete diese Fragen bereitwillig, ohne jedoch irgendwelche Hoffnungen zu wecken, und trotzdem wurde sie meistens irgendwann eingeladen. Wenn das geschah, fühlte sie sich immer ein wenig geschmeichelt, aber im Grunde ihres Herzens wusste sie, dass sie sich nie mehr einem anderen so würde öffnen können, wie sie es einst getan hatte – da mochte der Verehrer noch so interessant sein und seine Gesellschaft noch so bezaubernd.

Die Erlebnisse in Rodanthe hatten sie auch in anderer Hinsicht verändert, denn die Tage mit Paul hatten dazu beigetragen, dass Adrienne die Kränkung, die ihr durch Jack und die Scheidung zugefügt worden war, überwand. An ihre Stelle war etwas anderes getreten – Stärke und Stolz. Weil sie

erfahren hatte, dass sie der Liebe wert war, fand sie die Kraft, den Kopf hoch zu tragen. Ihr neu erstarktes Selbstbewusstsein machte es ihr möglich, mit Jack sprechen, ohne versteckte Anspielungen einfließen oder Anschuldigungen und Trauer in ihrer Stimme mitschwingen zu lassen. Das war ihr vorher nie gelungen. Es geschah ganz allmählich: wenn er anrief, um mit den Kindern zu sprechen, plauderten sie erst ein paar Minuten miteinander, bevor sie den Hörer weitergab. Nach einer Weile fragte sie ihn nach Linda oder nach seiner Arbeit, oder sie erzählte ihm, wie es ihr in letzter Zeit ergangen war. Nach und nach erkannte Jack, dass sie sich verändert hatte. Die Gespräche verliefen immer freundlicher, und im Laufe der Monate und Jahre riefen sie sich manchmal einfach an, um miteinander zu sprechen. Als Jacks Ehe mit Linda in die Brüche ging, verbrachten sie Stunden am Telefon, manchmal sprachen sie bis tief in die Nacht. Als Jack und Linda sich schließlich scheiden ließen, war Adrienne zur Stelle und half ihm durch die schwierige Zeit, sie gestattete ihm sogar, im Gästezimmer zu übernachten, wenn er die Kinder besuchte. Die Ironie des Schicksals wollte es, dass Linda ihn wegen eines anderen Mannes verlassen hatte, und Adrienne erinnerte sich gut, wie sie mit Jack im Wohnzimmer gesessen hatte. Er schwenkte seinen Scotch im Glas, Mitternacht war längst vorbei, und er hatte schon einige Stunden damit zugebracht, sich selbst zu bejammern, als es ihm plötzlich klar wurde, wer ihm da überhaupt zuhörte.

»War es für dich damals auch so schlimm?«, hatte er zögernd gefragt.

»Ja«, sagte Adrienne.

»Wie lange hast du gebraucht, um es zu verwinden?«

»Drei Jahre«, sagte sie, »aber ich hatte Glück.«

Jack nickte. Mit zusammengepressten Lippen starrte er in sein Glas.

»Es tut mir Leid«, sagte er. »Das war das Dümme, was ich

je gemacht habe – dass ich dich verlassen habe.«

Adrienne lächelte und tätschelte sein Knie. »Ich weiß. Aber vielen Dank.«

Ungefähr ein Jahr darauf lud Jack sie zum Essen ein. Aber wie bei all den anderen Männern auch lehnte Adrienne höflich ab.

Adrienne stand auf und nahm den Karton, den sie zu Beginn des Abends aus ihrem Schlafzimmer geholt hatte, von der Anrichte. Amanda verfolgte ihre Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit. Adrienne lächelte und nahm Amandas Hand.

Amanda hatte im Laufe des Abends erkannt, so wurde Adrienne in dem Moment klar, dass sie längst nicht so viel über ihre Mutter wusste, wie sie geglaubt hatte. In gewisser Weise ist es eine Umkehrung der Rollen, dachte Adrienne, denn Amanda trug den gleichen Ausdruck in den Augen wie Adrienne, wenn die Kinder sich bei Familienfesten trafen und über Dinge unterhielten, die sie früher angestellt hatten. Erst vor wenigen Jahren hatte Adrienne erfahren, dass sich Matt als Junge manchmal aus dem Fenster seines Zimmers gestohlen und mit seinen Freunden getroffen hatte dass Amanda in der Highschool zu rauchen angefangen und es wieder aufgegeben hatte und dass Dan derjenige gewesen war, der das kleine Feuer in der Garage gelegt hatte, für das immer ein Kurzschluss als Ursache gegolten hatte. Bei solchen Gelegenheiten hatte Adrienne mit den Kindern gelacht und war sich gleichzeitig naiv vorgekommen – und jetzt stellte sie sich vor, dass sich Amanda in diesem Moment möglicherweise ganz ähnlich fühlte.

Die Uhr an der Wand tickte langsam und regelmäßig. Die Heizungspumpe schaltete sich mit einem lauten Klicken ein. Irgendwann seufzte Amanda.

»Das war ja allerhand«, sagte sie.

Amanda hielt ihr Weinglas in der Hand und ließ es kreisen.

Das Licht fing sich in der Flüssigkeit und brachte sie zum Funkeln.

»Wissen Matt und Dan davon? Ich meine, hast du ihnen die Geschichte auch erzählt?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Ich glaube nicht, dass sie davon wissen müssen.« Adrienne lächelte. »Außerdem bin ich mir nicht sicher, ob sie sie richtig verstehen würden. Zum einen sind sie Männer und haben in Bezug auf mich einen ausgeprägten Beschützerinstinkt, und ich möchte nicht, dass sie denken, Paul habe sich an ihre Mutter herangemacht. Ehrlich gesagt weiß ich nicht, ob ich ihnen überhaupt je davon erzählen werde.«

Amanda nickte. Dann fragte sie: »Und warum erzählst du es mir?«

»Weil ich glaube, dass du es wissen solltest.«

Gedankenverloren drehte sich Amanda eine Haarsträhne um den Finger. Adrienne fragte sich, ob die Angewohnheit vererbt war oder ob Amanda sie sich bei ihr abgesehen hatte.

»Mom?«

»Ja?«

»Warum hast du uns nie von Paul erzählt? Ich meine, du hast ihn nie erwähnt oder so.«

»Das ging nicht.«

»Warum nicht?«

Adrienne lehnte sich zurück und atmete tief ein. »Anfangs hatte ich wohl irgendwie Angst, dass es vielleicht nicht *wirklich* war. Ich wusste, dass wir uns liebten, aber die Entfernung bewirkt manchmal seltsame Dinge, und bevor ich euch davon erzählte, wollte ich sicher sein, dass es von Dauer war. Und später, als ich Briefe von ihm bekam und wusste, dass ich das alles nicht nur geträumt hatte ... ich weiß auch nicht ... es war noch so lange hin, bevor ihr ihn hättet kennen lernen können, und ich wusste nicht recht ...«

Sie brach ab und wählte die nächsten Worte sehr sorgfältig.

»Du musst auch bedenken, dass du damals nicht der Mensch warst, der du heute bist. Du warst siebzehn, Dan erst fünfzehn, und ich wusste nicht, ob ihr dazu bereit wart, so etwas aufzunehmen. Ich meine, wie hättest du reagiert, wenn ihr von eurem Vater zurückgekommen wärt und ich euch erzählt hätte, ich hätte mich in jemanden verliebt, den ich gerade erst kennen gelernt hatte?«

»Wir hätten damit umgehen können.«

Adrienne war sich da nicht so sicher, aber sie widersprach Amanda nicht, sondern zuckte mit den Schultern. »Wer weiß? Vielleicht hast du Recht. Vielleicht hättet ihr damit umgehen können, aber damals wollte ich das nicht riskieren. Und wenn ich noch einmal in dieser Situation wäre, würde ich wieder so entscheiden.«

Amanda veränderte ihre Sitzhaltung. Dann sah sie ihre Mutter an. »Bist du sicher, dass er dich geliebt hat?«, fragte sie.

»Ja«, sagte Adrienne.

In dem schwindenden Licht nahmen Amandas Augen eine blaugrüne Tönung an. Sie lächelte mitleidig.

Adrienne wusste genau, wie Amandas nächste Frage lauten würde. Es war die einzig logische Frage.

Amanda beugte sich mit bekümmelter Miene vor.

»Und wo ist er jetzt?«

In den vierzehn Jahren seit ihrer Begegnung mit Paul das erste Mal gleich im Juni desselben Jahres. Damals war der Sand unglaublich weiß, und das Meer verschmolz am Horizont mit dem Himmel. Dennoch kehrte Adrienne die folgenden Male nur noch im Winter zurück, wenn die Welt grau und kalt war, weil sie dann eine eindringlichere Erinnerung an das Vergangene hatte.

Am Morgen von Pauls Abreise war Adrienne durch das Haus gewandert; es war ihr unmöglich, sich länger in einem

Zimmer aufzuhalten. Nur wenn sie sich bewegte, konnte sie die Beherrschung über ihre Gefühle bewahren. Am späten Nachmittag, als der Sonnenuntergang den Himmel mit blassen Tönen von Rot und Orange überzog, war sie hinausgegangen und hatte in diesen Farben das Flugzeug auszumachen versucht, in dem Paul saß. Dass sie es sehen würde, war ziemlich unwahrscheinlich, aber sie blieb dennoch draußen, bis die Abendluft kälter wurde und sie zu frieren begann. Zwischen den Wolken sah sie hin und wieder einen Kondensstreifen, aber die Logik sagte ihr, dass sie von den Flugzeugen der Marinebasis in Norfolk stammten. Als sie ins Haus ging, waren ihre Hände taub vor Kälte und fingen an zu prickeln, als sie sie am Spülbecken unter warmes Wasser hielt. Sie wusste nur zu gut, dass Paul fort war, dennoch deckte sie den Tisch für zwei Personen.

Ein Teil von ihr hoffte, dass er zurückkommen würde. Während sie aß, stellte sie sich vor, wie er zur Tür hereinkommen würde. Er würde seine Seesäcke absetzen und ihr erklären, dass er erst abreisen könne, wenn er noch eine Nacht mit ihr verbracht habe. Am nächsten Tag oder am Tag darauf würden sie dann gemeinsam in Richtung Norden fahren, bis Adrienne nach Rocky Mount abbiegen müsste.

Aber Paul kam nicht. Die Haustür ging nicht auf, und das Telefon klingelte nicht. So sehr sich Adrienne auch gewünscht hatte, dass er bleiben möge, so wusste sie doch, dass sie recht daran getan hatte, ihn in seinem Entschluss abzureisen zu bestärken. Ein weiterer gemeinsamer Tag würde den Abschied nicht erleichtern, eine weitere gemeinsame Nacht würde nur bedeuten, dass sie sich aufs Neue verabschieden mussten, und das war schon beim ersten Mal schwer genug gewesen. Sie konnte sich nicht vorstellen, die Abschiedsworte noch einmal zu sagen oder noch einen Tag wie den vergangenen zu erleben.

Am folgenden Morgen fing sie an, in der Pension sauber zu machen. Sie wusch das Geschirr und achtete darauf, dass sie

alles abtrocknete und wegräumte. Sie saugte die Flickenteppiche im Eingangsbereich, sie kehrte den Sand in der Küche und im Flur zusammen, sie wischte den Staub vom Geländer und von den Lampen im Wohnzimmer. Dann machte sie Jeans Zimmer sauber, bis sie zufrieden feststellte, dass alles so war wie bei ihrer Ankunft.

Anschließend trug sie ihren Koffer nach oben und schloss die Tür zu dem blauen Zimmer auf.

Seit Pauls Abreise war sie nicht mehr in dem Zimmer gewesen. Das Nachmittagslicht brach sich in Regenbogenfarben an der Wand. Paul hatte die Laken glatt gezogen, bevor er das Zimmer verließ. Aber er hatte gewusst, dass er das Bett nicht richtig zu machen brauchte, sodass die Wolldecke unter dem Überwurf Falten warf und das Laken nicht überall festgesteckt war und an manchen Stellen bis zum Boden hing. Im Badezimmer hing ein Handtuch über der Handtuchstange, zwei andere lagen neben dem Waschbecken zusammengeknäult auf dem Fußboden.

Adrienne stand da, ohne sich zu rühren, und sah sich alles genau an. Dann atmete sie laut aus und setzte ihren Koffer ab. In dem Moment entdeckte sie auf der Kommode den Brief, den Paul geschrieben hatte. Sie nahm ihn und ließ sich langsam auf der Bettkante nieder. In dem stillen Zimmer, in dem sie sich geliebt hatten, las sie schließlich das, was er am Morgen zuvor geschrieben hatte.

Als sie zu Ende gelesen hatte, ließ sie das Blatt sinken, saß ganz still da und stellte sich vor, wie er diese Worte an sie geschrieben hatte. Dann faltete sie den Brief sorgfältig und legte ihn mit der Muschel in den Koffer. Als Jean ein paar Stunden später eintraf, stand Adrienne auf der hinteren Veranda am Geländer und betrachtete den Himmel.

Jean war wie immer – lebhaft und fröhlich, froh darüber, Adrienne zu sehen, froh, wieder zu Hause zu sein. Sie erzählte ununterbrochen von der Hochzeit und dem alten Hotel in

Savannah, in dem sie gewohnt hatte. Adrienne hörte sich Jeans Geschichten an, ohne sie zu unterbrechen. Doch als sie nach dem Essen sagte, sie wolle einen Spaziergang am Strand machen, war sie erleichtert, dass Jean die Einladung, sie zu begleiten, ablehnte.

Als sie wieder ins Haus kam, war Jean in ihrem Zimmer und packte ihre Sachen aus. Adrienne kochte sich einen Tee und setzte sich an den Kamin im Wohnzimmer. Vom Schaukelstuhl aus hörte sie, wie Jean in die Küche ging.

»Wo bist du?«, rief Jean.

»Im Wohnzimmer.«

Jean kam herein. »Habe ich den Kessel pfeifen hören?«

»Ich habe mir Tee gemacht.«

»Seit wann trinkst du Tee?«

Adrienne lachte auf, antwortete aber nicht.

Jean setzte sich in den zweiten Schaukelstuhl. Draußen stieg der Mond auf, die Konturen klar und strahlend, und ließ den Sand in der Farbe von antikem Tonzeug leuchten.

»Du bist heute Abend ziemlich still gewesen«, sagte Jean.

»Entschuldigung«, sagte Adrienne und zuckte mit den Schultern. »Ich bin ein bisschen müde. Und ich sehne mich, glaube ich, nach Zuhause.«

»Das kann ich verstehen. Ich habe die Meilen gezählt, sobald ich aus Savannah raus war, aber zum Glück war nicht viel Verkehr. Keine Saison, ist ja klar.«

Adrienne nickte.

Jean lehnte sich in ihrem Stuhl zurück. »Hat alles mit Paul Flanner geklappt? Hoffentlich hat ihm der Sturm seinen Aufenthalt nicht verleidet.«

Als Jean seinen Namen sagte, wurde Adrienne die Kehle eng, aber sie versuchte, ruhig zu wirken. »Ich glaube, der Sturm hat ihm überhaupt nichts ausgemacht«, sagte sie.

»Erzähl mir von ihm. Von der Stimme her hatte ich den Eindruck, dass er ein bisschen reserviert war.«

»Nein, das kann man nicht sagen. Er war ... nett.«

»Kam es dir komisch vor, mit ihm allein zu sein?«

»Ach, ich habe mich rasch daran gewöhnt.«

Jean wartete, ob Adrienne noch mehr erzählen wollte, aber sie schwieg.

»Dann ist es ja gut«, sagte Jean. »Und war es schwer, das Haus sturmfest zu machen?«

»Nein.«

»Was für ein Glück! Vielen Dank, dass du das für mich erledigt hast. Ich weiß, dass du dir ein ruhiges Wochenende vorgestellt hattest, aber offenbar hatte das Schicksal es anders mit dir vor, wie?«

»Das kann man wohl sagen.«

Vielleicht lag es an Adriennes Ton, dass Jean ihr einen neugierigen Blick zuwarf. Plötzlich hatte Adrienne das Bedürfnis, allein zu sein, und trank ihren Tee aus.

»Entschuldige bitte, Jean«, sagte sie und gab sich Mühe, ihrer Stimme einen natürlichen Klang zu verleihen, »aber ich möchte mich gern zurückziehen. Ich bin sehr müde, und morgen habe ich eine lange Fahrt vor mir. Es freut mich, dass es eine schöne Hochzeit war.«

Jean zog die Augenbrauen ein wenig in die Höhe, weil ihre Freundin den Abend so abrupt beendete.

»Oh ... also gut. Danke noch mal«, sagte sie. »Und gute Nacht.«

»Gute Nacht.«

Adrienne spürte, wie Jeans verunsicherter Blick ihr folgte, als sie die Treppe hinaufstieg. Sie schloss die Tür zu dem blauen Zimmer auf, zog sich aus und legte sich ins Bett, nackt und allein.

Der Geruch von Pauls Haut hing noch an dem Kissen und den Laken, und Adrienne fuhr sich gedankenverloren mit den Fingern um ihre Brüste, schmiegte sich in den Geruch und widerstand dem Schlaf, so lange es ging. Am nächsten Morgen

stand sie auf, machte sich eine Kanne Kaffee und ging noch einmal zum Strand.

In der halben Stunde, die sie draußen war, begegneten ihr zwei Paare. Ein Wetterwechsel hatte wärmere Luft zu der Insel gebracht, und Adrienne wusste, dass er im Laufe des Tages noch mehr Menschen an den Strand locken würde.

Inzwischen war Paul wahrscheinlich in der Klinik angekommen, und sie hätte gern gewusst, wie es dort war. Sie hatte eine Vorstellung, ein bestimmtes Bild, das ihr vielleicht aus einer Sendung im Fernsehen haften geblieben war – eine Reihe grob gezimmerter Hütten, dahinter der Dschungel, tiefe Reifenspuren in der unbefestigten Straße davor, exotische Vögel, die im Hintergrund lärmten –, aber sie bezweifelte, dass dieses Bild der Wirklichkeit entsprach. Sie fragte sich, ob Paul schon mit Mark gesprochen hatte und wie ihr Wiedersehen verlaufen war und ob Paul, so wie sie auch, immer wieder an das Wochenende dachte.

Schließlich kehrte sie ins Haus zurück. In der Küche war niemand. Die Zuckerdose stand offen neben der Kaffeemaschine und daneben eine leere Tasse. Aus dem Obergeschoss vernahm Adrienne ein schwaches Summen.

Sie ging dem Klang nach und stellte fest, dass die Tür zu dem blauen Zimmer einen Spalt offen stand. Sie stieß sie auf. Jean beugte sich gerade über das Bett und schlug den letzten Zipfel eines frischen Lakens um die Matratze. Die gebrauchten Laken, die, in denen Adrienne mit Paul gelegen hatte, lagen zusammengebündelt auf dem Boden.

Adrienne starrte auf die Laken. Sie wusste, dass es lächerlich war, jetzt zu weinen, aber ihr wurde plötzlich bewusst, dass mindestens ein Jahr vergehen würde, bis sie Paul Flanners Haut wieder riechen würde. Sie atmete tief ein und versuchte, einen Aufschrei zu unterdrücken.

Bei dem Geräusch drehte sich Jean überrascht und mit fragendem Blick um.

»Adrienne? Was ist mir dir?«

Doch Adrienne brachte kein Wort über die Lippen. Sie schlug die Hände vors Gesicht und ahnte, dass sie von nun an jeden einzelnen Tag bis zu Pauls Rückkehr auf dem Kalender ausstreichen würde.

»Paul ist in Ecuador«, sagte Adrienne. Ihre Stimme war erstaunlich fest.

»In Ecuador«, wiederholte Amanda. Sie klopfte mit den Fingern auf den Tisch und sah ihre Mutter an. »Warum ist er nicht zurückgekommen?«

»Das ging nicht.«

»Warum nicht?«

Anstelle einer Antwort nahm Adrienne den Deckel von dem Karton. Sie griff hinein und zog ein Blatt Papier heraus, das in Amandas Augen aussah, als wäre es aus einem Ringbuch gerissen worden. Es war gefaltet und im Laufe der Jahre vergilbt. Amanda sah, dass der Name ihrer Mutter auf der Vorderseite stand.

»Bevor ich das erzähle«, sprach Adrienne weiter, »möchte ich deine andere Frage beantworten.«

»Welche andere Frage?«

Adrienne lächelte. »Du hast gefragt, ob ich mir sicher sei, dass Paul mich geliebt hat.«

Adrienne schob Amanda das Blatt über den Tisch zu. »Das hat er mir an dem Tag, als er abfuhr, geschrieben.«

Amanda zögerte für einen Moment, dann nahm sie das Blatt und faltete es auf. Sie begann zu lesen, während ihre Mutter still am Tisch saß.

*Liebe Adrienne,
als ich heute Morgen aufwachte, lagst du nicht neben mir. Ich weiß, warum du früher aufgestanden bist, trotzdem wünschte ich mir, du wärest geblieben. Das ist egoistisch – und*

vermutlich einer der wenigen Charakterzüge, die ich beibehalten habe, eine Konstante in meinem Leben.

Wenn du dies liest, heißt das, dass ich abgereist bin. Sobald ich mit dem Schreiben fertig bin, werde ich nach unten gehen und fragen, ob ich länger bei dir bleiben darf, aber ich mache mir keine Illusionen, was deine Antwort angeht.

Dies ist kein Abschiedsbrief, und ich möchte nicht, dass du auch nur einen Augenblick lang denkst, ich schreibe den Brief aus diesem Grund. Im Gegenteil, ich betrachte das kommende Jahr als eine Möglichkeit, dich noch besser kennen zu lernen. Ich habe gehört, dass Menschen sich manchmal durch die Briefe, die sie sich schreiben, ineinander verlieben, und obwohl wir uns jetzt schon lieben, heißt das ja nicht, dass unsere Liebe nicht noch tiefer werden kann, oder? Ich möchte glauben, dass das möglich ist, und wenn ich ganz ehrlich bin, so ist diese Überzeugung das Einzige, was mir helfen wird, das kommende Jahr ohne dich zu überstehen.

Wenn ich meine Augen schließe, sehe ich dich, wie du an unserem ersten gemeinsamen Abend am Strand entlanggegangen bist. Als der Widerschein der Blitze über dein Gesicht flackerte, warst du unglaublich schön, und ich glaube, darin lag zum Teil der Grund, warum ich mich dir so öffnen konnte, wie ich mich keinem anderen Menschen je geöffnet habe. Aber es war nicht nur deine Schönheit, die mich bewegt hat. Es war alles an dir – dein Mut, deine Leidenschaft, die bodenständige Weisheit, mit der du die Welt betrachtetest. Ich glaube, ich habe das alles schon gespürt, als wir unseren ersten Kaffee zusammen tranken, und je besser ich dich kennen lernte, desto klarer wurde mir, wie sehr ich diese Eigenschaften in meinem eigenen Leben vermisst habe. Du bist ein seltener Schatz, Adrienne, und ich habe großes Glück, dass mir die Möglichkeit gegeben war, dich zu treffen.

Ich hoffe, du kommst zurecht. Während ich diesen Brief schreibe, weiß ich, dass ich nicht gut zurechtkommen werde.

Der Abschied von dir wird das Schwierigste sein, was ich je zu bewältigen hatte. Und wenn ich zurückkomme, das verspreche ich dir, werde ich nie wieder Abschied von dir nehmen. Ich liebe dich heute für alles, was wir miteinander geteilt haben, und ich liebe dich heute in der Erwartung all dessen, was noch kommt. Du bist das Beste, das mir je widerfahren ist. Ich vermisse dich schon jetzt, aber in meinem Herzen habe ich die Gewissheit, dass du immer bei mir sein wirst. In den wenigen Tagen, die wir miteinander verbracht haben, habe ich in dir meinen Traum gefunden.

Paul

Das Jahr nach Pauls Abreise war ein ganz besonderes Jahr in Adriennes Leben. Oberflächlich betrachtet, verlief alles normal. Sie nahm an dem Leben ihrer Kinder teil, sie sprach einmal am Tag mit ihrem Vater, sie arbeitete in der Bibliothek, wie sie es immer getan hatte. Aber sie verspürte einen neuen Schwung in sich, der sich aus ihrem Geheimnis nährte, und ihre Veränderung fiel den Menschen um sie herum deutlich auf. Sie lächelte mehr, sagte man ihr, und ihre Kinder stellten fest, dass sie nun manchmal nach dem Abendessen einen Spaziergang machte oder ab und zu eine Stunde in der Badewanne verbrachte und das Chaos um sich herum ignorierte.

Immer dachte sie in diesen Momenten an Paul, aber am deutlichsten stand sein Bild vor ihr, wenn sie den Postwagen sah, der die Straße entlangkam, bei jedem Haus anhielt und die Post ablieferte.

Gewöhnlich kam der Wagen zwischen zehn und elf am Morgen, und dann stand Adrienne am Fenster und beobachtete, wie er vor ihrem Haus hielt. Sobald er weitergefahren war, ging sie zum Briefkasten und versuchte, unter den Sendungen die Merkmale von Pauls Briefen zu entdecken: die cremefarbenen Luftpostumschläge, die Briefmarken, die eine

Welt abbildeten, von der sie nichts wusste, sein Name, der links oben in der Ecke stand.

Seinen ersten Brief las sie hinten auf der Veranda. Kaum war sie fertig, las sie ihn ein zweites Mal, diesmal langsamer, und verweilte bei einzelnen Wörtern. So machte sie es auch mit jedem folgenden Brief, und als regelmäßig Post von ihm eintraf, erkannte sie, dass das, was Paul in seinem ersten Brief geschrieben hatte, der Wahrheit entsprach. Natürlich waren die Briefe für sie nicht so beglückend, wie ihn zu sehen oder seine Arme um sich zu spüren, aber seine leidenschaftlichen Worte ließen die Entfernung zwischen ihnen schrumpfen.

Sie liebte es, sich in Gedanken vorzustellen, wie er diese Briefe schrieb. Sie sah ihn an einem ramponierten Schreibtisch sitzen, über dem eine einzelne Glühlampe hing und seine erschöpften Züge beleuchtete. Adrienne hätte gern gewusst, ob er schnell schrieb und die Worte, ohne dass er absetzen musste, aus seiner Feder flossen, oder ob er immer wieder abbrach und in die Ferne starrte und seine Gedanken ordnete. Je nachdem, was er geschrieben hatte, stellte sie sich Paul in unterschiedlichen Stimmungen vor, und manchmal saß sie mit geschlossenen Augen da, hielt den Brief in der Hand und versuchte seinen Geist zu erspüren.

Auch sie schrieb ihm Briefe, sie beantwortete seine Fragen und erzählte ihm, was sich in ihrem Leben ereignete. An solchen Tagen konnte sie ihn fast neben sich sehen. Wenn ihr ein Windzug durch das Haar fuhr, war es, als würde Paul ihr sanft mit einem Finger über die Wange fahren, und wenn sie das feine Ticken einer Uhr vernahm, war es wie das Schlagen seines Herzens, das sie hörte, wenn sie ihren Kopf auf seine Brust legte. Doch sobald sie den Stift niederlegte, kehrten ihre Gedanken wieder zu ihren letzten gemeinsamen Augenblicken zurück: wie sie sich auf der Kieseinfahrt in den Armen gehalten hatten, wie seine Lippen sanft ihre Wange geküsst hatten, wie darin das Versprechen lag, dass sie zwar ein Jahr

getrennt, den Rest ihres Lebens aber zusammen verbringen würden.

Paul rief auch hin und wieder an – wann immer er die Möglichkeit hatte, in die Stadt zu fahren –, und wenn Adrienne die Zärtlichkeit in seiner Stimme hörte, wurde es ihr eng ums Herz. Auch sein Lachen oder der Schmerz in seiner Stimme, wenn er sagte, wie sehr er sie vermisste, hatten diese Wirkung. Er rief tagsüber an, wenn die Kinder in der Schule waren, und jedes Mal, wenn das Telefon klingelte, verharrte Adrienne einen Moment und hoffte inständig, dass er es sein möge. Die Gespräche dauerten nicht lange, meistens sprachen sie keine zwanzig Minuten, aber zusammen mit den Briefen halfen sie ihr, die nächsten Monate zu überstehen.

In der Bibliothek kopierte sie alles über Ecuador, ob Geografie oder Geschichte – einfach alles, was ihr zwischen die Finger kam. Als in einer der Reisezeitschriften ein Artikel über die dortige Kultur veröffentlicht wurde, kaufte sich Adrienne ein Exemplar und saß stundenlang darüber, studierte die Fotos und lernte den Text fast auswendig, weil sie so viel wie möglich über die Menschen erfahren wollte, mit denen er dort arbeitete. Gegen ihren Willen überlegte sie manchmal, ob einige der Frauen ihn je mit dem gleichen Verlangen ansahen, das sie empfunden hatte.

Sie las auch auf Microfilm gespeicherte Zeitungsartikel und medizinische Zeitschriften, weil sie etwas über Pauls Leben in Raleigh erfahren wollte. Nie erwähnte sie in ihren Briefen oder im Gespräch, dass sie das tat – er schrieb so oft davon, dass er nicht mehr der Mensch sein wollte, der er damals gewesen war –, aber sie war trotzdem neugierig. In einem Artikel, der im *Wall Street Journal* erschienen war, war ganz oben eine Porträtzeichnung von Paul abgebildet. In dem Artikel hieß es, er sei achtunddreißig, und als Adrienne das Gesicht betrachtete, gewann sie zum ersten Mal einen Eindruck davon, wie er als jüngerer Mann ausgesehen hatte. Sie erkannte ihn auf der

Zeichnung sofort, dennoch fielen ihr ein paar Unterschiede auf: Das Haar war dunkler und seitlich gescheitelt, das Gesicht faltenlos, der Gesichtsausdruck zu ernst und fast hart – so war er ihr nicht vertraut.

Auch im *Raleigh News and Observer* entdeckte sie einige Fotos von ihm – eins war auf einem Empfang bei dem Gouverneur aufgenommen, eins bei der Eröffnung des neuen Flügels des Duke Medical Center. Ihr fiel auf, dass Paul auf keinem der Fotos lächelte. So konnte sie sich Paul gar nicht vorstellen.

Ohne besonderen Anlass schickte er ihr im März Rosen ins Haus, und von da an bekam sie jeden Monat einen Strauß Rosen von ihm. Sie stellte sie in ihr Zimmer und nahm an, dass die Kinder das irgendwann bemerken und ihr Fragen stellen würden, aber sie bewegten sich in ihrer eigenen Welt und fragten nie.

Im Juni fuhr sie nach Rodanthe, wo sie ein langes Wochenende mit Jean verbringen wollte. Anfangs schien Jean nervös, als beschäftigte sie noch immer, was wohl der Anlass für Adriennes Traurigkeit beim letzten Besuch gewesen war. Doch nachdem sie eine Stunde lang unbefangen geplaudert hatten, war Jean wieder ganz sie selbst. Adrienne ging ein paar Mal am Strand spazieren und hielt die Augen nach einer weiteren Schneckenmuschel offen, aber sie fand nicht eine, die nicht von den Wellen zerbrochen worden war.

Als sie nach Hause kam, wartete ein Brief von Paul auf sie mit einem Foto von ihm, das Mark aufgenommen hatte. Im Hintergrund war die Klinik zu sehen, und Paul war zwar dünner als bei seiner Abreise, aber er sah gesund aus. Als sie ihm antwortete, lehnte sie das Bild vor sich an die Schreibtischlampe. In seinem Brief hatte er um ein Foto von ihr gebeten, worauf sie in ihren Fotoalben nach einem Bild gesucht hatte, das ihr gut genug für ihn schien.

Der Sommer war heiß und stickig. Den größten Teil des Juli

verbrachten sie bei laufender Klimaanlage im Haus. Im August ging Matt zum College, während Amanda und Dan ihre letzten Jahre in der Highschool noch vor sich hatten. Als sich die Blätter an den Bäumen im milden Herbstlicht zu Bernstein verfärbten, begann Adrienne sich auszudenken, was sie und Paul unternehmen würden, wenn er wieder zurück war. Sie stellte sich vor, dass sie zum Biltmore Estate in Asheville fahren würden, um es im weihnachtlichen Schmuck zu sehen. Sie fragte sich, was wohl die Kinder von ihm denken würden, wenn er zum Weihnachtsessen zu ihnen kam, oder wie Jean reagieren würde, wenn Adrienne gleich nach Neujahr in der Pension ein Zimmer auf ihre beiden Namen buchte. Zweifellos würde Jean eine Augenbraue hochziehen, dachte Adrienne lächelnd. So, wie sie ihre Freundin kannte, würde sie nichts sagen, aber mit selbstzufriedener Miene herumlaufen und so tun, als hätte sie es von Anfang an gewusst und mit dem Besuch gerechnet.

Als Adrienne jetzt mit ihrer Tochter in der Küche saß, dachte sie an diese Pläne und daran, dass sie damals manchmal fast geglaubt hatte, es sei alles wirklich so geschehen – so lebhaft hatte sie sich die Szenen vorgestellt. Aber in letzter Zeit hatte sie sich das gezwungenermaßen abgewöhnt, denn auf die Freude an diesen Fantasien folgte immer eine allzu große Traurigkeit, die ein Gefühl der Leere in ihr hinterließ.

»O Mann«, murmelte Amanda, als sie das Blatt gelesen hatte und es ihrer Mutter zurückgab.

Adrienne faltete es entlang der alten Knicke, legte es zur Seite und nahm das Foto zur Hand, das Mark von Paul gemacht hatte.

»Das ist er«, sagte sie.

Amanda nahm das Foto. Trotz seines Alters war der Mann attraktiver, als sie es sich vorgestellt hatte. Eingehend betrachtete sie die Augen, die es ihrer Mutter so angetan hatten,

dann lächelte sie.

»Ich verstehe, warum du dich in ihn verliebt hast. Hast du noch andere Fotos?«

»Nein«, sagte Adrienne, »nur das eine.«

Amanda nickte und blickte wieder auf das Bild.

»Du hast ihn gut beschrieben.« Sie zögerte. »Hat er dir mal ein Foto von Mark geschickt?«

»Nein, aber sie sehen sich ähnlich«, sagte Adrienne.

»Hast du ihn mal gesehen?«

»Ja«, sagte sie.

»Wo?«

»Hier.«

Amandas Augenbrauen schossen in die Höhe. »In *unserem* Haus?«

»Er hat da gesessen, wo du jetzt sitzt.«

»Und wo waren wir?«

»In der Schule.«

Amanda schüttelte heftig den Kopf, als müsste sie diese Information erst einmal verdauen. »Deine Geschichte bringt mich ganz durcheinander«, sagte sie.

Adrienne wandte den Blick ab und stand vom Tisch auf. Während sie die Küche verließ, flüsterte sie: »Was glaubst du, wie es mir ergangen ist?«

Im Oktober hatte sich Adriennes Vater leicht von den Schlaganfällen erholt, doch nicht so weit, dass er aus dem Pflegeheim entlassen werden konnte. Adrienne hatte ihn das ganze Jahr über wie immer besucht, ihm Gesellschaft geleistet und sich die größte Mühe gegeben, ihm das Leben angenehm zu machen.

Sie hatte ausgerechnet, dass sie seinen Aufenthalt im Pflegeheim bei sorgsamer Haushaltsführung bis April würde bezahlen können, aber wie es danach weitergehen sollte, war ihr ein Rätsel. Wie die Schwalben, die immer wieder nach Capistrano kamen, war dies eine Sorge, zu der ihre Gedanken

immer wieder zurückkehrten. Gleichzeitig bemühte sie sich, sich ihrem Vater gegenüber nichts anmerken zu lassen.

Wenn sie bei ihm ankam, lief meistens der Fernseher bei voller Lautstärke, als glaubten die Schwestern, dass Lärm seinen umnebelten Verstand klären könnte. Jedesmal schaltete Adrienne als Erstes den Apparat ab. Außer ihr als seiner einzigen regelmäßigen Besucherin sah ihr Vater nur die Schwestern des Pflegeheims. Sie verstand zwar, warum ihre Kinder ihn nicht gern besuchten, wünschte sich aber, sie würden es trotzdem tun. Nicht nur ihres Vaters wegen, der sie gern gesehen hätte, sondern auch um der Kinder willen. Adrienne hatte immer die Auffassung vertreten, dass es wichtig war, Zeit mit der Familie zu verbringen, in guten wie in schlechten Zeiten, weil man viel daraus lernen konnte.

Ihr Vater konnte nicht mehr sprechen, aber sie wusste, dass er alles verstand, wenn man mit ihm redete. Durch die Lähmung der rechten Gesichtshälfte war sein Lächeln schief, was sie sehr berührte. Es erforderte menschliche Reife und Geduld, an dem Äußeren vorbei den Mann zu sehen, der er einst gewesen war. Und obwohl ihre Kinder eigentlich dazu in der Lage waren, fühlten sie sich die meiste Zeit, wenn Adrienne darauf bestand, dass sie zu einem Besuch mitkamen, unbehaglich. Es war, als sähen sie in ihrem Großvater eine Zukunft, die ihnen eigentlich unvorstellbar war, und als ängstigte sie der Gedanke, sie könnten selbst so enden wie er.

Adrienne schüttelte jedes Mal zunächst seine Kissen auf, bevor sie sich neben sein Bett setzte. Dann nahm sie seine Hand und fing an zu erzählen. Meistens berichtete sie ihm von den Dingen, die in ihrem Leben passiert waren, auch darüber, wie es den Kindern ging, und ihr Vater sah sie an, den Blick unverwandt auf ihr Gesicht gerichtet, in der wortlosen Kommunikation, zu der allein er noch fähig war. Wenn sie neben ihm saß, musste sie unweigerlich an ihre Kindheit denken – an den Geruch von Aqua-Velva, der ihn umgab, an

den Pferdestall, wo er das Heu in die Krippe füllte, an die Bartstoppeln, die sie kitzelten, wenn er ihr einen Gutenachtkuss gab, an die zärtlichen Worte, die er immer zu ihr gesagt hatte.

Auch am Tag vor Halloween hatte sie ihren Vater in dem Jahr, als sie auf Paul wartete, besucht. Sie fand, dass es an der Zeit war, ihm alles zu sagen.

»Ich muss dir etwas sagen«, begann sie. Und dann hatte sie ihm in schlichten Worten von Paul erzählt und was er ihr bedeutete.

Sie erinnerte sich später, dass sie danach gern gewusst hätte, was er von der Geschichte hielt. Sein weißes Haar wurde immer schütterer, und seine Augenbrauen erinnerten sie an kleine Wattebüschel. Sie sah ihn aufmerksam an.

Er lächelte sein schiefes Lächeln, und obwohl er keinen Laut hervorbrachte, wusste Adrienne, was er sagen wollte, als er seine Lippen bewegte.

Ihre Kehle schnürte sich zu, und sie beugte sich über das Bett und legte ihren Kopf auf seine Brust. Mit seiner unversehrten Hand streichelte er ihr zart über den Rücken. Unter ihrem Kopf fühlte sie seine Rippen und das sanfte Schlagen seines Herzens.

»Oh, Daddy«, flüsterte sie, »und ich bin stolz auf dich.«

Adrienne trat im Wohnzimmer ans Fenster und schob die Vorhänge zur Seite. Die Straße war leer, und um die Straßenlaternen erstrahlte ein heller Kreis. Irgendwo bellte ein Hund einen wirklichen oder eingebildeten Eindringling an.

Amanda saß noch in der Küche, aber Adrienne wusste, dass sie bald zu ihr ins Wohnzimmer kommen würde. Es war für sie beide ein langer Abend gewesen. Adrienne legte die Hand an die Scheibe.

Was hatten sie einander bedeutet, Paul und sie? Auch nach so langer Zeit konnte sie es nicht mit Bestimmtheit sagen. Es ließ sich nicht leicht in Worte fassen. Er war nicht ihr Ehemann oder ihr Verlobter gewesen, und wenn sie ihn ihren Freund

nannte, klang das zu schwach. Geliebter erfasste nur einen kleinen Teil dessen, was sie miteinander erlebt hatten. Paul war der einzige Mensch in ihrem Leben, so ging ihr plötzlich auf, der sich einer eindeutigen Bezeichnung entzog.

Oben am Himmel stand der Mond. Er hatte einen Hof und war umgeben von nachtblauen Wolken, die sich mit dem Wind Richtung Osten bewegten. Am Morgen würde es an der Küste regnen. Adrienne wusste, dass sie recht daran getan hatte, Amanda die anderen Briefe nicht zu zeigen.

Was hätte Amanda aus ihnen lernen können? Ein paar Einzelheiten über Pauls Leben in der Klinik und seinen Arbeitstag vielleicht. Oder etwas über seine Beziehung zu Mark und die Entwicklung, die sie nahm. All das war in den Briefen geschildert sowie auch seine Gedanken und Hoffnungen und Ängste.

Aber nichts davon war von Bedeutung für das, was Adrienne Amanda zu vermitteln hoffte. Die Dinge, die sie vorbereitet hatte, würden ausreichen.

Und doch wusste sie, dass sie, sobald Amanda gegangen war, all die Briefe wieder lesen würde, und sei es nur, weil sie mit ihrer Tochter darüber gesprochen hatte. Im gelben Licht der Nachttischlampe würde sie mit dem Zeigefinger unter den Wörtern entlangfahren und jedes einzelne in sich einsinken lassen, denn sie bedeuteten ihr mehr als alles, was sie sonst besaß.

Obwohl ihre Tochter bei ihr war, fühlte Adrienne sich allein. Und sie würde für immer allein sein. Das hatte sie gewusst, als sie Amanda in der Küche ihre Geschichte erzählte, und sie wusste es jetzt, da sie hier am Fenster stand. Manchmal fragte sie sich, was aus ihr geworden wäre, wenn Paul nicht in ihr Leben getreten wäre. Ob sie wohl jemals wieder geheiratet hätte?

Es wäre nicht leicht gewesen. Einige ihrer Freundinnen, die verwitwet oder geschieden waren, hatten wieder geheiratet,

und die meisten dieser Ehemänner schienen auch ganz nett zu sein, aber sie waren nicht wie Paul. Adrienne glaubte, dass man sich in jedem Alter leidenschaftlich verlieben konnte, aber sie hatte sich oft genug mit ihren Freundinnen unterhalten, um zu wissen, dass die meisten Beziehungen am Schluss nur zu Ärger und Unzufriedenheit führten. Adrienne wollte sich nicht mit einem Ehemann zufrieden geben, der so war wie die Männer ihrer Freundinnen, nicht, wenn Pauls Briefe ihr klar vor Augen hielten, was auch möglich gewesen wäre. Hätte ein neuer Ehemann ihr je die Worte zugeflüstert, die Paul in seinem dritten Brief an sie geschrieben hatte? Worte, die sie gleich an dem Tag, als sie sie las, auswendig gelernt hatte?

Wenn ich schlafe, träume ich von dir, und wenn ich wach bin, sehne ich mich danach, dich in meinen Armen zu halten. Von dir getrennt zu sein, hat mich in der Gewissheit bestärkt, dass ich meine Nächte an deiner Seite verbringen möchte und meine Tage in deinem Herzen.

Oder die Worte, die in seinem nächsten Brief standen?

Wenn ich an dich schreibe, spüre ich deinen Atem, und wenn du meine Briefe liest, stelle ich mir vor, dass du meinen spürst. Geht es dir ebenso? Diese Briefe sind nun Teil von uns, Teil unserer Geschichte, eine ewige Erinnerung daran, dass wir diese Zeit überstanden haben. Dank dafür, dass du mir durch dieses Jahr geholfen hast, und Dank schon jetzt für all die Jahre, die vor uns liegen.

Oder auch die folgenden Worte, die er schrieb, nachdem er und Mark im Sommer eine Auseinandersetzung gehabt hatten und Paul sehr unglücklich darüber war.

Es gibt so vieles, was ich mir in diesen Tagen wünsche, aber

vor allem wünsche ich mir, dass du hier wärst. Seltsam, aber bevor wir uns begegneten, hätte ich nicht sagen können, wann ich das letzte Mal geweint habe. Heute kommen mir leicht die Tränen ... aber du hast eine Art, mir meinen Kummer erträglich zu machen und die Dinge so zu erklären, dass mein Schmerz leichter wird. Du bist ein Schatz, ein Geschenk, und wenn wir wieder zusammen sind, will ich dich immerfort in meinen Armen halten. Manchmal sind meine Gedanken an dich das Einzige, was mir durch den Tag hilft.

Adrienne hatte den Blick auf das ferne Gesicht des Mondes gerichtet und war sich der Antwort sicher. Nein, dachte sie, nie wieder würde sie einen Mann wie Paul kennen lernen. Und als sie den Kopf an die kühle Scheibe presste, spürte sie, dass Amanda hinter sie getreten war. Adrienne seufzte. Es war Zeit, das Begonnene zu Ende zu bringen.

»Er sollte zu Weihnachten kommen«, sagte Adrienne so leise, dass Amanda sich anstrengen musste, sie zu verstehen. »Ich hatte alles vorbereitet. Ich hatte ein Hotelzimmer gebucht, damit wir in der ersten Nacht zusammen sein konnten. Ich hatte sogar eine Flasche Pinot Grigio gekauft.« Sie machte eine Pause. »Doch es kam anders. In dem Karton ist ein Brief von Mark, der alles erklärt.«

»Was ist denn geschehen?«

Nach einer Weile drehte Adrienne sich um. Ihr Gesicht lag halb im Schatten, und Amanda durchrieselte es plötzlich kalt.

Adrienne antwortete nicht gleich. Dann schwebten ihre Worte durch die Dunkelheit.

»Ahnst du das nicht?«, flüsterte sie.

SIEBZEHN

Dieser Brief war, wie Amanda bemerkte, auf dem gleichen Papier geschrieben, das Paul für seinen ersten Brief benutzt hatte. Weil ihre Hände leicht zitterten, legte sie sie flach auf den Tisch.

Dann atmete sie tief ein und senkte den Blick.

Liebe Adrienne,

ich sitze hier und merke, dass ich nicht weiß, wie ich diesen Brief anfangen soll. Wir kennen uns ja gar nicht, denn mein Vater hat mir zwar von Ihnen erzählt, aber das ist nicht das Gleiche. Mir wäre es fast lieber, ich hätte persönlich zu Ihnen kommen können, aber wegen meiner Verletzungen darf ich noch nicht wieder reisen. Ich sitze also hier, ringe nach Worten und frage mich, ob das, was ich schreiben will, Ihnen überhaupt etwas bedeuten wird.

Ich hätte auch anrufen können, aber das, was ich zu sagen habe, wäre dadurch auch nicht leichter geworden. Ich versuche immer noch, mir darüber klar zu werden, was passiert ist, und das ist mit ein Grund, warum ich schreibe.

Ich weiß, dass mein Vater Ihnen von mir erzählt hat, aber ich glaube, es ist wichtig, dass Sie aus meiner Sicht von unserer Beziehung erfahren. Ich hoffe, dass es Ihnen ein deutliches Bild von dem Mann vermitteln wird, der Sie geliebt hat.

Als Kind habe ich keinen Vater gehabt. Sicher, er lebte im gleichen Haus, und er hat für Mom und mich gesorgt, aber er war nie da, es sei denn, um mich für die B-Noten zu schelten, die ich im Zeugnis hatte. Ich weiß noch, dass an meiner Schule jedes Jahr eine Projektwoche zum Thema Naturwissenschaft stattfand, an der ich immer teilnahm, aber von der Vorschule bis zur achten Klasse schaffte mein Vater es nicht ein einziges Mal, zu kommen. Er ist nie mit mir zu einem Baseballspiel

gegangen, er hat nie im Garten mit mir Fangen gespielt, er hat nicht einmal eine Fahrradtour mit mir gemacht. Ich weiß, dass er Ihnen davon erzählt hat, aber bitte glauben Sie mir, wenn ich Ihnen sage, dass es für mich noch schlimmer war, als er es wahrscheinlich geschildert hat. Als ich nach Ecuador ging, hatte ich ehrlich gehofft, ihn nie wieder zu sehen.

Dann beschloss er – ausgerechnet – hierher zu kommen, um in meiner Nähe zu sein. Sie müssen wissen, dass mein Vater im Grunde seines Wesens immer eine Arroganz besaß, die ich zu verachten gelernt hatte. Ich konnte mir gut vorstellen, dass er sich hier in Ecuador plötzlich zum Vater aufspielen und mir Ratschläge erteilen würde, die ich weder brauchte noch wollte. Oder dass er die Klinik neu organisieren würde oder dass er großartige Ideen entwickeln würde, wie man die Unterkünfte wohnlicher machen könnte. Oder aber dass er ein paar Altschulden einfordern würde, die noch ausstanden, und mit einer ganzen Mannschaft junger freiwilliger Ärzte aufkreuzen würde, die in der Klinik arbeiten sollten. Es hätte mich nicht gewundert, wenn er sich vergewisset hätte, dass die Presse zu Hause bestens darüber informiert war, wer der Urheber der guten Taten war. Mein Vater war immer stolz daraufgewesen, wenn er seinen Namen gedruckt sah, und er hatte ein untrügliches Gespür dafür, wie er Werbung für sich und seine Praxis machen konnte. Kurz vor seiner Ankunft fragte ich mich ernsthaft, ob ich meine Sachen zusammenpacken und abreisen sollte. Ich hatte mir jede Menge Antworten bereitgelegt auf all die möglichen schönen Sätze, die von ihm kommen konnten. Eine Entschuldigung? Dafür ist es ein bisschen spät. Schön dich zu sehen? Leider kann ich das Gleiche nicht von mir sagen. Vielleicht können wir uns mal unterhalten? Ich glaube nicht, dass das eine gute Idee wäre. Doch stattdessen sagte er nur ›Hallo‹, und als er meinen Gesichtsausdruck sah, nickte er und ging weiter. Das war unser einziger Kontakt in der ersten Woche nach seiner Ankunft.

Und es wurde zunächst auch nicht besser. Monatelang wartete ich darauf, dass er wieder in seine alten Muster zurückfallen würde. Ich lag auf der Lauer und hätte sofort etwas gesagt. Aber es verlief ganz anders. Er hat sich nie über die Arbeit oder die Bedingungen beklagt, er hat Vorschläge nur dann gemacht, wenn er direkt gefragt wurde. Und als der Direktor erwähnte, dass es mein Vater war, der die neuen Arzneimittel und Geräte, die wir so dringend benötigten, beschafft hatte, wollte er keinen Dank dafür und bestand darauf, dass seine Zuwendung anonym blieb.

Am meisten war ich wohl beeindruckt davon, dass er nicht so tat, als hätten wir irgendeine Art von Beziehung. In den ersten Monaten waren wir keine Freunde, ich betrachtete ihn auch nicht als Vater, und er hat nie versucht, mich in diesem Punkt zu beeinflussen. Er setzte mich nie unter Druck, so dass mein Misstrauen langsam nachließ.

Was ich sagen will, ist Folgendes: Mein Vater hatte sich verändert, und allmählich kam ich zu der Überzeugung, dass er auch gute Seiten hatte und ich ihn nicht für alle Zeiten von mir stoßen sollte. Ich glaube, er hatte sich schon ein wenig verändert, bevor er Sie kennen lernte, dennoch sind Sie der Hauptgrund, warum er ein anderer Mensch geworden ist. Bevor er Ihnen begegnete, war er auf der Suche nach etwas. Nachdem Sie in sein Leben getreten waren, hatte er es gefunden.

Mein Vater hat oft von Ihnen erzählt, und ich habe keine Ahnung, wie viele Briefe er Ihnen geschickt hat. Er hat Sie geliebt, das wissen Sie bestimmt. Allerdings bin ich mir nicht sicher, ob er, bevor er Ihnen begegnete, überhaupt wusste, was es heißt, zu lieben. Mein Vater hatte in seinem Leben eine Menge erreicht, aber ich bin überzeugt, dass er alles sofort gegen ein Leben mit Ihnen eingetauscht hätte. Sie können sich vorstellen, dass es für mich nicht leicht ist, dies zu schreiben, wenn Sie bedenken, dass er ja mit meiner Mutter verheiratet

war. Aber ich finde, Sie sollten es wissen.

Irgendwie haben Sie meinen Vater verändert, und es ist Ihr Verdienst, dass ich dieses letzte Jahr um keinen Preis missen möchte. Sie haben aus meinem Vater einen Mann gemacht, der mir sehr fehlen wird. Sie haben ihn gerettet, und dadurch haben Sie in gewisser Weise auch mich gerettet.

Er war meinetwegen in der Sozialstation in den Bergen. Es war ein furchtbarer Abend. Es hatte tagelang geregnet, überall waren die Straßen zu Schlammwegen geworden. Als ich per Funk bei der Hauptklinik meldete, dass ich nicht zurückkommen könnte, weil mein Jeep nicht ansprang, und dass vor einem Bergrutsch gewarnt worden war, nahm mein Vater sich – gegen den heftigen Protest des Direktors – einen anderen Jeep, um zu mir zu kommen. Mein Dad kam, um mich zu retten, und als ich sah, dass er am Steuer saß, betrachtete ich ihn zum ersten Mal in meinem Leben als meinen Dad. Bis dahin war er immer mein Vater gewesen, nicht mein Dad – ich weiß nicht, ob Sie den Unterschied verstehen.

Wir konnten gerade noch rechtzeitig aufbrechen. Nur Minuten später hörten wir ein Krachen, weil die Bergflanke ins Rutschen geriet und die Sozialstation im Nu unter sich begrub. Ich weiß noch, dass wir uns ansahen und nicht glauben wollten, wie knapp wir der Katastrophe entkommen waren.

Es fällt mir sehr schwer, Ihnen zu berichten, was danach passiert ist. Mein Vater fuhr sehr vorsichtig, und wir waren schon fast am Ziel. Ich konnte bereits die Lichter der Klinik im Tal sehen. Aber plötzlich, als wir um eine scharfe Kurve bogen, geriet der Wagen ins Schleudern, und im nächsten Moment waren wir von der Straße abgekommen und schlitterten den Berg hinunter.

Ich hatte mir nur den Arm und ein paar Rippen gebrochen, aber ich merkte sofort, dass mein Vater schwer verletzt war. Ich erinnere mich noch, dass ich ihn angeschrien habe, nicht aufzugeben, ich würde Hilfe holen, aber er nahm meine Hand

und ließ mich nicht weg. Ich glaube, er wusste selbst, dass er sterben würde, und wollte deshalb, dass ich bei ihm blieb.

Und dann bat mich der Mann, der mir gerade das Leben gerettet hatte, um Verzeihung.

Er hat Sie geliebt, Adrienne. Vergessen Sie das nie. Ihre Zeit zusammen war nur kurz, aber er hat Sie verehrt. Sein Tod muss sehr schmerzlich für Sie sein, und das macht mich traurig. Aber wenn es Ihnen schlecht geht, so wie mir im Augenblick, dann denken Sie daran: Das, was er für mich getan hat, hätte er auch für Sie getan. Ihnen aber habe ich es zu verdanken, dass ich die Möglichkeit hatte, meinen Dad kennen zu lernen und ihn zu lieben.

Deshalb möchte ich einfach nur sagen: Danke.

Mark Flanner

Amanda ließ das Blatt auf den Tisch sinken. Inzwischen war es fast dunkel in der Küche, und sie hörte nur ihren eigenen Atem. Adrienne war im Wohnzimmer geblieben, allein mit ihren Gedanken. Amanda faltete den Brief und dachte an Paul, an ihre Mutter und seltsamerweise dachte sie auch an Brent.

Mit Mühe lenkte Amanda ihre Erinnerung auf jenes Weihnachtsfest vor so vielen Jahren – wie still ihre Mutter damals gewesen war, wie ihr Lächeln immer ein wenig gezwungen gewirkt hatte, wie sie plötzlich in Tränen ausgebrochen war und alle geglaubt hatten, es hätte mit ihrem Vater zu tun.

Und die ganze Zeit über hatte sie nichts gesagt.

Ihre Mutter und Paul hatten zwar nicht, wie sie und Brent, viele Jahre zusammengelebt, aber Amanda begriff mit einem Mal, dass Pauls Tod für ihre Mutter ein ebenso heftiger Schlag gewesen war wie es für Amanda einer gewesen war, an Brents Sterbebett zu sitzen – jedoch mit einem Unterschied.

Ihre Mutter hatte im Gegensatz zu ihr keine Möglichkeit gehabt, sich von dem geliebten Menschen zu verabschieden.

Als Adrienne die unterdrückten Schluchzer ihrer Tochter hörte, wandte sie sich vom Fenster ab und ging wieder in die Küche. Amanda sah schweigend zu ihr auf. In ihren Augen stand unaussprechliche Trauer. Adrienne blieb stehen und sah ihre Tochter an. Dann öffnete sie ihre Arme. Amanda versuchte vergebens, ihre Tränen zurückzuhalten, und trat auf ihre Mutter zu. Lange Zeit hielten die beiden sich eng umschlungen.

ACHTZEHN

Es war kühl geworden, und Adrienne hatte ein paar Kerzen angezündet in der Hoffnung, dass sie ein wenig Helligkeit und Wärme verbreiten würden. Sie saß am Tisch und hatte Marks Brief zusammen mit Pauls Brief und dem Foto wieder in den Karton gelegt. Amanda hatte sich gefasst und die Hände im Schoß gefaltet.

»Es tut mir so Leid, Mom«, sagte sie. »Alles. Was mit Paul passiert ist. Und dass du es allein durchmachen musstest. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie du es geschafft hast, das alles in dir verschlossen zu halten.«

»Ich kann es mir auch nicht mehr vorstellen«, gab Adrienne zu. »Ich hätte es auch nie ohne einen anderen Menschen geschafft.«

Amanda schüttelte den Kopf.

»Aber du hast es doch allein geschafft«, flüsterte sie.

»Nein«, sagte Adrienne. »Ich habe es überstanden, aber nicht allein.«

Amanda sah sie verdutzt an. Adrienne erwiderte den Blick mit einem schmerzlichen Lächeln.

»Grandpa«, sagte sie dann. »Mein Dad. Mit ihm habe ich geweint. Und ich habe viele Wochen lang jeden Tag mit ihm geweint. Ich weiß nicht, was ich ohne ihn getan hätte.«

»Aber ...«, begann Amanda, doch sie sprach nicht weiter, sodass Adrienne den Satz für sie beendete: »Aber er konnte doch nicht sprechen?« Adrienne machte eine kleine Pause. »Das brauchte er auch nicht. Er hat zugehört, und das war es, was mir half. Außerdem war mir klar, dass er, selbst wenn er dazu fähig gewesen wäre, nichts hätte sagen können, was meinen Schmerz gemindert hätte.« Sie hob den Blick. »Das weißt du ebenso gut wie ich.«

Amanda presste die Lippen zusammen.

»Ich wünschte, du hättest mir das alles eher erzählt«, sagte

sie.

»Wegen Brent?«

Amanda nickte.

»Nun, ich glaube, du wärst nicht bereit gewesen zuzuhören. Du brauchtest Zeit, um deine Trauer auf deine eigene Art zu bewältigen.«

Eine Weile lang sagte Amanda nichts.

»Es ist nicht fair. Du und Paul, ich und Brent ...«, flüsterte sie.

»Nein, es ist nicht fair.«

»Wie konntest du weiterleben, nachdem du von seinem Tod erfahren hattest?«

Adrienne lächelte zaghaft.

»Ich habe mir einen Tag nach dem anderen vorgenommen. Das raten die Fachleute einem doch immer, oder? Ich weiß, es klingt banal, aber ich bin morgens aufgewacht und habe mir gesagt, dass ich nur diesen Tag lang stark sein musste. Nur diesen einzigen Tag. Und dann habe ich immer weiter so gemacht.«

»Du tust, als wäre das sehr einfach«, sagte Amanda leise.

»Es war überhaupt nicht einfach. Es war schwieriger als alles andere, was ich je zu bewältigen hatte.«

»Schwieriger noch als die Trennung von Daddy?«

»Das war auch schwer, aber es war anders.« Adrienne lächelte kurz. »Du warst diejenige, die mir das gesagt hat, weißt du noch?«

Amanda wandte den Blick ab. Ja, dachte sie, ich weiß. »Ich wünschte, ich hätte die Möglichkeit gehabt, ihn kennen zu lernen.«

»Du hättest ihn gemocht. Nach einer Weile wenigstens. Am Anfang vielleicht nicht. Damals hast du noch gehofft, dass dein Dad und ich wieder zusammenfinden würden.«

Amanda griff reflexartig nach ihrem Ehering, den sie immer noch trug, und drehte ihn um den Ringfinger. Ihr Gesicht war

verschlossen.

»Du hast in deinem Leben viel verloren.«

»Das stimmt.«

»Aber du wirkst so glücklich.«

»Das bin ich auch.«

»Wie ist das möglich?«

Adrienne legte die Hände zusammen. »Wenn ich daran denke, dass Paul tot ist, oder an die Jahre, die wir zusammen hätten verbringen können, dann bin ich natürlich traurig. Damals wie heute. Aber es gibt noch etwas anderes, das du verstehen musst: So schwer es auch war, so furchtbar und ungerecht der Lauf der Dinge war, ich hätte die wenigen Tage, die wir zusammen waren, gegen nichts eintauschen mögen.«

Sie hielt inne und versicherte sich, dass ihre Tochter genau zuhörte. »Mark schreibt in seinem Brief, dass ich Paul vor sich selbst gerettet habe. Aber wenn Mark mich gefragt hätte, hätte ich geantwortet, dass wir uns gegenseitig gerettet haben. Oder dass Paul mich gerettet hat. Wenn ich ihm nicht begegnet wäre – ich glaube nicht, dass ich Jack jemals hätte verzeihen können, und ich hätte niemals die Mutter und die Großmutter sein können, die ich jetzt bin. Weil es ihn gab, konnte ich in der Gewissheit nach Rocky Mount zurückkehren, dass sich alles zum Guten wenden würde, dass ich es schaffen würde, ganz gleich, was geschah. Und in dem Jahr, in dem wir uns schrieben, habe ich die Kraft gewonnen, die ich brauchte, als ich erfuhr, was ihm zugestoßen war. Natürlich, ich war am Boden zerstört, als ich von seinem Tod erfuhr. Aber wenn ich die Zeit zurückdrehen könnte – wohl wissend, was geschehen würde –, würde ich trotzdem wollen, dass er abreist, und zwar seines Sohnes wegen. Er musste die Sache mit Mark klären. Sein Sohn brauchte ihn – er hatte ihn immer gebraucht. Und es war nicht zu spät.«

Amanda sah Adrienne nicht an. Sie wusste, dass ihre Mutter mit dem, was sie sagte, auch Max und Greg meinte.

»Deswegen habe ich dir die Geschichte von Anfang an erzählt«, fuhr Adrienne fort. »Nicht nur, weil ich das Gleiche durchgemacht habe wie du jetzt, sondern auch, weil ich wollte, dass du verstehst, wie wichtig die Beziehung zu seinem Sohn war. Und was es für Mark bedeutete, zu erkennen, wie viel er seinem Vater wert war. Solche Verletzungen kann man nur schwer heilen, und ich will nicht, dass du noch mehr Verletzungen erfährst als bisher.«

Adrienne streckte die Hand über den Tisch und ergriff die ihrer Tochter. »Ich weiß, dass deine Trauer um Brent noch anhält, und ich kann nichts tun, um dir dabei zu helfen. Aber wenn Brent hier wäre, würde er mit Sicherheit sagen, dass du dich lieber um die Kinder kümmern solltest als um seinen Tod. Er würde wollen, dass du das Gute in Erinnerung behältst und damit weiterlebst. Und vor allem würde er wissen wollen, dass du zurechtkommst.«

»Das weiß ich ja ...«

Adrienne unterbrach Amanda mit einem leichten Druck ihrer Hand und ließ sie nicht ausreden.

»Du bist stärker, als du denkst«, sagte sie, »aber nur, wenn du es willst.«

»So leicht ist das nicht.«

»Natürlich nicht, aber du musst verstehen, dass ich nicht von deinen Gefühlen spreche. Die kannst du nicht beeinflussen. Du wirst weinen müssen, und du wirst immer wieder glauben, dass du es einfach nicht schaffst. Aber du musst so tun, als würdest du es bestimmt schaffen.« Sie schwieg einen Moment. »Deine Kinder brauchen dich, Amanda. Ich glaube, sie haben dich nie mehr gebraucht als jetzt. Aber in letzter Zeit warst du nicht für sie da. Ich weiß, dass du trauerst, und ich bin traurig deinetwegen, aber du bist auch Mutter, und darauf musst du dich besinnen.

Brent hätte es so gewollt, und deine Kinder sind diejenigen, die jetzt leiden.«

Adrienne verstummte. Amandas Blick war auf die Tischplatte gerichtet. Doch dann hob sie wie in Zeitlupe den Kopf.

Adrienne konnte Amandas Gedanken nicht erraten, so sehr sie es sich auch wünschte.

Als Amanda zur Tür hereinkam, faltete Dan gerade das letzte Handtuch und sah sich dabei eine Sportsendung im Fernsehen an. Er hatte die Wäsche in Stapeln auf dem Couchtisch sortiert. Jetzt griff er automatisch nach der Fernbedienung und stellte den Ton leiser.

»Ich habe mich schon gewundert, wo du so lange bleibst«, sagte er.

»Hallo«, sagte Amanda und sah sich um. »Wo sind die beiden?«

Dan deutete mit dem Kopf nach oben.

»Sie sind vor ein paar Minuten ins Bett gegangen. Wahrscheinlich sind sie noch wach, falls du ihnen gute Nacht sagen willst.«

»Und deine Kinder?«

»Ich habe sie und Kira unterwegs bei uns abgesetzt. Damit du gleich Bescheid weißt: Max hat sich sein Scooby-Doo-Hemd mit Pizzasauce bekleckert. Anscheinend ist es eins seiner Lieblingshemden, denn er war ziemlich unglücklich darüber. Ich habe es im Waschbecken eingeweicht, aber ich konnte keinen Fleckenentferner finden.«

Amanda nickte. »Ich muss sowieso am Wochenende einkaufen gehen. Da bringe ich welchen mit.«

Dan sah seine Schwester an. »Wenn du eine Liste machst, kann Kira die Sachen für dich besorgen. Ich weiß, dass sie zum Supermarkt fährt.«

»Vielen Dank für das Angebot, aber es ist Zeit, dass ich ein paar Sachen wieder selbst erledige.«

»Also gut ...« Dan lächelte verunsichert. Einen Augenblick lang schwiegen sie beide.

»Danke, dass du die Jungen mitgenommen hast«, sagte Amanda schließlich.

Dan zuckte mit den Schultern. »Ist doch selbstverständlich. Wir wollten sowieso gehen, und ich dachte, es würde ihnen Spaß machen.«

Amandas Stimme war ernst, als sie sagte: »Nein, ich meine, danke für all die Male, die du mich in letzter Zeit unterstützt hast. Nicht nur heute Abend. Du und Matt, ihr habt mir viel geholfen, seit ... seit Brents Tod, und ich weiß nicht, ob ich schon einmal gesagt habe, wie dankbar ich euch dafür bin.«

Dan senkte den Blick, als Brents Name fiel. Er nahm den leeren Wäschekorb.

»Wozu sind Onkel denn da, was?« Er war verlegen und hielt sich den Korb vor den Körper. »Soll ich die Jungen morgen wieder abholen? Ich könnte mit allen Kindern eine Fahrradtour machen.«

Amanda schüttelte den Kopf. »Danke, aber morgen nicht.«

Dan sah sie mit zweifelndem Gesichtsausdruck an. Amanda schien das nicht aufzufallen. Sie zog sich die Jacke aus und legte sie zu ihrer Handtasche auf den Sessel. »Ich habe heute Abend ziemlich ausführlich mit Mom gesprochen.«

»Ach ja? Und wie war's?«

»Du würdest nicht glauben, was sie mir alles erzählt hat.«

»Was denn?«

»Das kann ich jetzt nicht so schnell zusammenfassen. Jedenfalls habe ich heute auch viel über sie erfahren.«

Dan hob eine Augenbraue und wartete.

»Sie ist stärker, als man glaubt«, sagte Amanda.

Dan lachte. »Ja *klar* ... klar ist sie stark. Sie weint, wenn ein Goldfisch stirbt.«

»Das stimmt, aber in vielerlei Hinsicht wünschte ich mir, ich wäre so stark wie sie.«

»Sicher.«

Doch als Dan den ernsten Gesichtsausdruck seiner

Schwester sah, wurde ihm klar, dass Amanda keine Späße machte. Er runzelte die Stirn.

»Meinst du wirklich?«, fragte er. »*Unsere Mom?*«

Dan ging wenige Minuten später, nachdem Amanda ihm trotz seines Drängens nicht erzählt hatte, worüber sie mit ihrer Mutter gesprochen hatte. Sie verstand, warum ihre Mutter Stillschweigen darüber bewahrte, sowohl damals als auch in den Jahren danach, und sie wusste, dass ihre Mutter Dan die Geschichte erzählen würde, wenn sich ein Grund dafür ergab.

Amanda schloss hinter Dan ab und sah sich im Wohnzimmer um. Er hatte nicht nur die Wäsche zusammengelegt, sondern auch das Zimmer aufgeräumt. Bevor sie gegangen war, hatten auf dem Fußboden beim Fernseher lauter Videokassetten verstreut gelegen, der Couchtisch war voll gestellt mit leeren Tassen, und neben der Tür hatten sich die Zeitschriften der letzten Wochen angehäuft.

Dan hatte sich um all das gekümmert. Nicht zum ersten Mal.

Amanda schaltete das Licht aus. Sie dachte an Brent, an die letzten acht Monate, an die Kinder. An einem Ende des Flurs oben hatten Greg und Max ein gemeinsames Zimmer, ihr Schlafzimmer lag am anderen Ende. In letzter Zeit war die Strecke von einem Ende zum anderen zu groß gewesen, wenn sie zu Bett ging. Vor Brents Tod hatte sie immer mit den Jungen gebetet, ihnen vorgelesen und sie zum Schluss liebevoll zugedeckt.

Heute Abend hatte ihr Bruder das für sie gemacht. Gestern hatte es niemand getan.

Amanda ging die Treppe hinauf. Das Haus war dunkel, der obere Flur voller schwarzer Schatten. Auf dem Treppenabsatz hörte sie ihre Söhne flüstern. Sie ging den Flur entlang, blieb an der Tür zum Zimmer der Kinder stehen und blinzelte hinein.

Ihre Betten standen nebeneinander. Die Decken waren mit Dinosauriern und Rennautos bedruckt, und vor den Betten lag lauter Spielzeug. Das Nachtlicht glimmte in der Steckdose

neben dem Kleiderschrank, und während sie die Jungen betrachtete, fiel ihr wieder einmal auf, wie sehr sie ihrem Vater ähnelten.

Die beiden rührten sich nicht. Sie wussten, dass ihre Mutter zu ihnen hereinsah, und taten so, als ob sie schliefen.

Die Dielen knarrten unter Amandas Gewicht. Max schien den Atem anzuhalten. Greg linste zu ihr herüber und machte die Augen schnell wieder zu, als Amanda sich auf sein Bett setzte. Sie beugte sich vor, gab ihm einen Kuss auf die Wange und fuhr ihm mit der Hand durch das Haar.

»He«, flüsterte sie. »Schläfst du schon?«

»Ja«, sagte er.

Amanda lächelte. »Magst du heute Nacht bei Mommy schlafen? Im großen Bett?«

Es schien einen Moment zu dauern, bis Greg begriffen hatte.

»Bei dir?«

»Ja.«

»O ja«, sagte er. Amanda küsste ihn noch einmal, und er setzte sich auf. Sie ging zu Max. Auf seinem Haar lag ein goldener Schein von dem Licht, das durch das Fenster fiel, sodass es aussah wie Lametta.

»He, mein Süßer.«

Max schluckte, er hatte die Augen fest zugekniffen. »Kann ich auch kommen?«

»Wenn du magst.«

»Ja«, sagte er.

Amanda lächelte, und die Jungen standen auf. Auf dem Weg zur Tür zog sie sie an sich und umarmte sie beide. Sie hatten den Geruch von kleinen Jungen: von Erde und Gras und kindlicher Unschuld.

»Wie wär's, wenn wir morgen in den Park gehen? Wir könnten Eis essen«, sagte sie.

»Dürfen wir auch unsere Drachen steigen lassen?«, fragte Max.

Amanda drückte sie fester an sich und schloss die Augen.
»Den ganzen Tag. Und übermorgen auch, wenn ihr wollt.«

NEUNZEHN

Inzwischen war es nach Mitternacht. Adrienne saß in ihrem Zimmer und hielt die Muschel in den Händen. Dan hatte vor einer Stunde angerufen und allerhand über Amanda zu berichten gehabt.

»Sie will mit den Jungen morgen etwas unternehmen, nur sie drei zusammen. Sie meint, die Kinder müssten wieder mehr Zeit mit ihrer Mom verbringen.« Er machte eine Pause. »Ich weiß ja nicht, was du zu ihr gesagt hast, aber was es auch war, es scheint funktioniert zu haben.«

»Da bin ich froh.«

»Worüber habt ihr denn gesprochen? Sie hat sich, na ja, ziemlich bedeckt gehalten.«

»Ich habe nur wiederholt, was ich schon die ganze Zeit predige. Das Gleiche, was ihr, du und Matt, Amanda auch immer sagt.«

»Und warum hat es diesmal gewirkt?«

»Vermutlich«, sagte Adrienne gedehnt, »weil sie es jetzt wollte.«

Nachdem Adrienne aufgelegt hatte, tat sie das, was sie schon vorher gewusst hatte – sie las Pauls Briefe. Wenn sie schon *seine* Worte durch die Tränen hindurch kaum lesen konnte, so hatte sie noch größere Mühe, ihre eigenen zu entziffern. Dabei hatte sie auch die Briefe, die sie selbst in dem Jahr ihrer Trennung an Paul geschrieben hatte, bereits zahllose Male gelesen. Sie waren in einem zweiten Stapel gebündelt gewesen, den Mark Flanner mitgebracht hatte, als er Adrienne zwei Monate nach Pauls Beerdigung in Ecuador in ihrem Haus besuchte.

Amanda hatte vergessen, nach Marks Besuch zu fragen, und Adrienne hatte sie nicht daran erinnert. Vielleicht würde Amanda irgendwann darauf zurückkommen, doch Adrienne war sich nicht sicher, wie viel sie darüber erzählen würde. Dies

war der Teil der Geschichte, den sie in all den Jahren ganz für sich behalten hatte, unter Verschluss, genau wie die Briefe. Sogar ihr Vater hatte nicht erfahren, was Paul getan hatte.

In dem matten Schein der Straßenlaterne, der in ihr Zimmer fiel, stand Adrienne vom Bett auf, nahm eine Jacke und einen Schal aus dem Schrank und ging nach unten. Sie schloss die hintere Tür auf und trat hinaus.

Sterne funkelten wie kleine Pailletten auf dem Mantel eines Zauberers, und die Luft war feucht und kalt. Im Garten schimmerten Pfützen, die die Schwärze des Nachthimmels widerspiegelten. In den Zimmern des Nachbarhauses leuchtete Licht, und Adrienne bildete sich beinahe ein, dass es der Geruch von Salz war, den sie in der Luft roch. Als zöge der Nebel vom Meer herauf und waberte durch den Nachbargarten.

Mark war an einem Morgen im Februar zu Besuch gekommen. Sein Arm lag noch in der Schlinge, aber das fiel ihr kaum auf, denn sie musste ihn unentwegt anstarren und konnte ihren Blick nicht abwenden. Er sah genau wie sein Vater aus. Als sie die Tür öffnete und er mit einem traurigen Lächeln vor ihr stand, machte sie unwillkürlich einen kleinen Schritt zurück und hatte alle Mühe, die Tränen zurückzuhalten.

Sie saßen am Küchentisch, zwischen sich zwei Kaffeetassen, und Mark nahm die Briefe aus der Tasche.

»Er hat sie aufgehoben«, sagte er. »Ich wusste nicht, was ich damit machen sollte, also möchte ich sie Ihnen geben.«

Adrienne nickte und nahm das Päckchen entgegen.

»Danke für Ihren Brief«, sagte sie. »Ich weiß, dass es Ihnen sehr schwer gefallen sein muss, ihn zu schreiben.«

»Gern geschehen«, erwiderte er und schwieg lange. Dann erzählte er ihr, warum er gekommen war.

Adrienne stand auf der Veranda und dachte an das, was Paul für sie getan hatte. Sie erinnerte sich, wie sie nach Marks Besuch zu ihrem Vater ins Pflegeheim gefahren war, in dem er fortan bleiben konnte. Mark hatte erklärt, Paul habe

Vorkehrungen getroffen, damit Adriennes Vater bis an sein Lebensende in dem Heim versorgt sei – ein Geschenk, mit dem er sie hatte überraschen wollen. Als Adrienne Einwände erhob, machte Mark ihr deutlich, dass es Paul das Herz gebrochen hätte, wenn sich Adrienne weigern würde, das Geschenk anzunehmen.

»Bitte«, hatte er gesagt, »mein Vater hat es so gewollt.«

In den Jahren danach dachte Adrienne immer wieder mit Dankbarkeit an Pauls letzte Geste, so wie sie auch jeden Moment der wenigen Tage, die sie miteinander verbracht hatten, voller Dankbarkeit in ihrer Erinnerung bewahrte. Noch immer bedeutete Paul ihr alles, und so würde es bleiben. An diesem kühlen Abend am Ende des Winters wusste Adrienne, dass ihre Gefühle sich nie ändern würden.

Die Zeit, die sie schon auf der Welt war, war viel länger als die Zeit, die sie noch vor sich hatte, dennoch kam sie ihr nicht besonders lang vor. Ganze Jahre waren ihrer Erinnerung entglitten, ausgelöscht wie Fußspuren im Sand. Abgesehen von den Tagen, die sie mit Paul Flanner verbracht hatte, glaubte sie manchmal, dass die Wahrnehmung, mit der sie durch das Leben gegangen war, der eines Kindes glich, das eine lange Autofahrt macht und die Landschaft durch das Fenster vorbeiziehen sieht.

Sie hatte sich an einem Wochenende in einen Fremden verliebt, und sie würde sich nie wieder verlieben. Die Sehnsucht nach Liebe hatte auf einer Passstraße in Ecuador geendet. Paul war für seinen Sohn gestorben, und im Augenblick seines Todes war auch ein Teil von Adrienne gestorben.

Aber sie verspürte keine Bitterkeit. Wäre sie in einer ähnlichen Situation gewesen, hätte sie zweifellos auch versucht, ihr Kind zu retten. Ja, Paul war tot, aber er hatte ihr so vieles hinterlassen! Sie hatte Liebe und Freude gefunden, sie hatte eine Stärke in sich entdeckt, von der sie vorher nie etwas

geahnt hatte, und nichts davon konnte ihr wieder genommen werden.

All dies lag nun hinter ihr, alles außer den Erinnerungen, und die hatte sie mit großer Sorgfalt bewahrt. Für sie waren sie so wahrhaftig wie das Bild, das sie jetzt vor sich sah. Sie blinzelte die Tränen zurück und reckte das Kinn. Dann hob sie den Blick zum Himmel und atmete tief ein. Und in ihrer Vorstellung lauschte sie dem fernen Echo der Wellen, die sich an einem stürmischen Winterabend am Strand von Rodanthe brachen.

Danksagung

Genau wie alle meinen anderen Romane wäre *Das Lächeln der Sterne* niemals ohne die Geduld, Liebe und Unterstützung meiner Frau Cathy zustande gekommen. Und von Jahr zu Jahr wird sie schöner.

Da dieses Buch meinen jüngsten drei Kindern gewidmet ist, möchte ich an dieser Stelle auch meinen beiden ältesten, Miles und Ryan, danken (denen *Weit wie das Meer* gewidmet war). Ich liebe euch, Jungs!

Mein Dank gilt auch meiner Agentin Theresa Park und meiner Lektorin Jamie Raab. Beide wissen immer ganz genau, worauf es ankommt, und sie sorgen konsequent dafür, dass ich am Ball bleibe. Auch wenn ich oft darüber jammere – am Ende bin ich doch jedes Mal. Und wenn Theresa und Jamie an einer Geschichte Gefallen finden, ist die Wahrscheinlichkeit sehr hoch, dass es Ihnen genauso geht.

Larry Kirshbaum und Maureen Egen von Warner möchte ich ebenfalls danken. Wenn ich nach New York fahre, um mich mit ihnen zu treffen, ist das, als würde ich meine Familie besuchen. Vor allem ihnen ist es zu verdanken, dass ich mich bei Warner Books so zu Hause fühle.

Denise Di Novi, die Produzentin der Filme *Message in a Bottle* und *A Walk to Remember*, ist nicht nur eine Meisterin ihres Fachs, sondern außerdem auch jemand, den ich sehr mag und dem ich vertraue. Sie ist eine gute Freundin geworden, und ich danke ihr für alles, was sie für mich getan hat – und immer noch tut.

Richard Green und Howie Sanders, meine Agenten in Hollywood, sind klasse Freunde und klasse in allem, was sie machen. Danke, Leute.

Scott Schwimer, mein Anwalt und Freund, hat immer ein Auge auf mich. Danke.

Weiterhin danke ich Jennifer Romanello, Emi Battaglia und

Edna Farley; Flag und den anderen Graphikern, die an dem Buchumschlag beteiligt waren; Courtenay Valenti und Lorenzo De Bonaventura von Warner Brothers; Hunt Lowry und Ed Gaylord II von Gaylord Films; Mark Johnson und Lynn Harris von New Line Cinema – euch allen Dank für die hervorragende Zusammenarbeit.

Mandy Moore und Shane West haben beide großartige Arbeit in *A Walk to Remember* geleistet, und ich schätze ihre Begeisterung für dieses Projekt außerordentlich.

Nun die Familie (die garantiert begeistert ist, wenn sie ihre Namen hier entdeckt): Micah, Christine, Alli und Peyton; Bob, Debbie, Cody und Cole; Mike und Parnell, Henrietta, Charles und Glenara, Duke und Marge, Dianne und John, Monte und Gail, Dan und Sandy, Jack, Carlin, Joe, Elaine und Mark, Michelle und Lemont, Paul, John und Caroline, Tim, Joannie und Papa Paul.

Und, natürlich, wie könnte ich Paul und Adrienne vergessen?